



Kultur - und Sportministerium - Katar
Direktion für Forschung und Kulturelle Studien
Forschungs - und Studienabteilung

ERNTÉ

Ausgewählte Kurzgeschichten aus Katar



Übersetzt von
Evelyn Agbaria

"ERNTE"

Ausgewählte Kurzgeschichten aus Katar

Übersetzt von : Evelyn Agbaria



"ERNTE"

Ausgewählte Kurzgeschichten aus Katar

- Kultur- und Sportministerium
- Direktion für Forschung und Kulturelle Studien
- Forschungs- und Studienabteilung
- Doha, Katar
- Deposit-Nr.
- Erste Auflage 2017
- Überwachung und Nachverfolgung : Samar Alchichakli
- Grafikdesigner: Mohammed Elsemary
- Tel: 00974 44022688

ERNTE

Ausgewählte Kurzgeschichten aus Katar

Übersetzt von
Evelyn Agbaria

Vorwort

Dem Kultusministerium des Staates Katar ist es ein Anliegen, die Übersetzung zahlreicher Bücher aus unterschiedlichen Sprachen ins Arabische zu fördern. Ebenso wichtig ist es ihm aber auch, die literarische Produktion Katars durch ihre Übersetzung in andere lebende Sprachen vorzustellen. Darin zeigt sich das Bewusstsein des Ministeriums für die Bedeutung, die das Übersetzen als grundlegende wissenschaftliche Tätigkeit für den Aufschwung der Nation hat, indem sie ihr Türen öffnet, und damit den Zutritt zu alten und modernen Kulturen ermöglicht.

Wenngleich die Übersetzungskunst seit der Geburt der Nationen und der Entstehung der Staaten eine wichtige Tätigkeit darstellt, der von ernsthaften Wissenschaftlern und Gelehrten stets große Beachtung geschenkt wurde, so ist sie heutzutage doch von ganz besonderer Bedeutung und gewinnt zunehmend an Wichtigkeit und Relevanz.

Die katarische Literatur, insbesondere die Prosa, die auf eine noch junge Geschichte in Katar zurückblickt, stellt einen der strahlenden Aspekte der Kultur Katars dar. Sowohl auf der Ebene der Golfstaaten als auch auf arabischer Ebene zeigen katarische Autoren Präsenz. Deshalb hat sich das Kultur- und Sportministerium der Übersetzung dieses aus dreizehn Kurzgeschichten bestehenden Werks angenommen. Die

Geschichten sind Sammlungen mehrerer katarischer Autoren und Autorinnen entnommen, die zu unterschiedlichen Zeiten erschienen sind. Die Auswahl erfolgte in dieser Vielfalt, um dem ausländischen Leser eine Vorstellung von der Entwicklung der Prosa innerhalb der Literatur Katars zu geben und ihm einen Eindruck von der gesellschaftlichen und kulturellen Identität Katars zu vermitteln.

Diese Anthologie wurde zuerst in die türkische und die englische Sprache übersetzt, bevor sie in die deutsche Sprache übertragen wurde.

Kultur- und Sportministerium

Direktion für Forschung und Kulturelle Studien

Zum zweiten Mal sterben

Autorin
Kulthum Jabr

Am verträumten Nachthimmel Venedigs, mit den Wellen und den Resten des Geschreis einer berauschten Frau, suchte ich dein Gesicht, das vom glutheißen Sand meiner Heimat gefärbt war, wo die weizenfarbene Erde zu Ähren wurde, die vom Kommen der Erntezeit kündeten.

Ich wünschte mir, noch einmal zu sterben.

Die Cafés an der Hafepromenade am Markusplatz spielten immer noch abwechselnd ihre Lieder. Sobald die Musik in einem Café aufhörte zu spielen, setzte sie im Nachbarcafé ein. Die Melodien vereinten sich zu einem regelmäßigen Gesang, der sich mit den Wellen des Meeres verband. Abwechselnd schlürften die Tanzenden ihren Traum im abendlichen Halbschlaf und abwechselnd betteten sie den Kopf auf die Arme und Brüste ihrer Geliebten zu den wechselnden Tanzrhythmen vor den Cafés.

Ich allein träumte von deinem Herumirren.

Viele Städte hatten diese Menschen vertrieben, die sich vor der Ruhelosigkeit einer mörderischen Realität zu einer verregneten Siesta hierher auf den breiten, von kleinen, ruhigen, warmen, aneinanderklebenden venezianischen Häusern umstandenen Markusplatz geflüchtet hatten. Ein feiner Sprühregen fiel, der die Touristen dazu verführte, sich aneinanderzuschmiegen und die Wärme und die Wellen zu genießen, während die Cafés sich daran machten, ihre Markisen über den Köpfen ihrer Gäste herunterzulassen, die, unmittelbar neben der Band, die im

jeweiligen Café ihr Repertoire zum Besten gab, vom Sprühregen gewaschen wurden. Fröhlich fielen die Tropfen herab, gesättigt vom Sommerduft der Blumen, die schwer aus den Fenstern dieser kleinen Stadt, die ohne Geschrei ins Wasser eintaucht, herabhängen.

Der Abend war von märchenhafter Schönheit.

Ich verkündete gerade die Suche nach deiner hochgewachsenen Gestalt, als mein Bruder sich lächelnd umwandte, das Ende des Beisammenseins erklärte und sich anschickte zu gehen, während die Uhr am Markusplatz Mitternacht schlug.

Ich verkündete immer noch die Suche nach dir.

Ich war nicht von einer Menge umgeben, wie ich mir vorstellte, wenngleich meine Mutter, mein Vater, das stets lächelnde Gesicht meines Bruders und unsere Kinder da waren.

Ich beschloss, mich am Schweigen zu berauschen und in den Meerestiefen deiner Abwesenheit zu reisen, vielleicht würde ich dich ja finden.

Und trotz des Schrecks und obwohl mich die Einsamkeit überfiel, fand ich dich.

Du suchtest nach meinen Locken und nach meinem Zopf, der auf meinem Rücken tanzte, nach einer lärmenden Vertrautheit,

meinem kindlichen Übermut und meinem Überdruß, so sagtest du.

Ich dagegen suchte nach dem Zittern deiner Ruhe, deiner endlosen Verschmelzung mit dem erwarteten Schrecken, nach der Farbe deiner braunen in der Sonne geschmolzenen Haut und nach der Traurigkeit, die gefärbt war von unserer gemeinsamen Unterdrückung durch die Widersprüchlichkeiten in deiner und meiner Brust, wie ich sagte.

Ich erwartete deinen Regenguss.

Und du verfolgtest meine Reisen in all jene Städte, in denen ich, auf der Flucht vor der Gluthitze meiner Stadt, Station machte.

Wer hat uns beide gefunden. Wir wissen es nicht. Aber wir vereinten uns im selben Moment, nachdem ich die verzweigten glänzenden Straßen Venedigs durchquert hatte. Wie eine zahme Katze habe ich meinen Kopf auf deine Schulter gebettet, während du mit meinem schwarzen Zopf auf meinem Rücken spieltest und lächelnd sagtest: „Wo ist deine Abaya“?

Du lächeltest, als ich dir ins Gesicht lachte und sagte:
„Und du, wo sind dein Kopftuch mit der Kordel und dein weißes Gewand?“

Da lachtest du mir ins Gesicht: „Wäre das denn normal in einer

Stadt wie dieser? Trägt dein Vater das?“

„Wäre es denn normal, wenn mein Vater in dieser Stadt Orientale wäre? Dasselbe gilt für mich: Nein.“

Erneut lachend flüsterst du: „Wir sind Männer.“

Erneut verärgert und gleichzeitig lachend, flüsterte ich: „Und ich bin eine Frau.“

Wir lachten gemeinsam, bis wir fast erstickten.

- 2 -

Das Verfahren wurde zugelassen.

Ein schweigender Richter, ein großer Gerichtssaal. Der Staatsanwalt dagegen sprang auf wie ein geistloser Panther, im Begriff, seine Krallen in unschuldiges Fleisch zu schlagen, um es zu zerreißen, noch bevor die Schuld der Angeklagten nachgewiesen war, wobei er das Publikum mit bösen lauenden Blicken verschlang.

Die Verteidigung war schwach. Vom Aufspringen des Staatsanwalts erschreckt, wich sie hilflos zurück. Die Zeugen, das war nur ich, verfolgt von den Blicken, und hinter den Gitterstäben, aufrecht, standest du, bestürzt und besessen von Unruhe. Die schicksalhafte Überraschung in einem solchen Saal

erschreckte dich. Du missbilligtest meine Auflehnung gegen meine Realität als Frau, die sich in Frauengemächern räkeln sollte, statt, wie ein Mann, aufrecht an einem solchen Ort zu stehen, so dass deine Blicke auf mich fielen, wie ein donnernder, meinen in die schwarze Abaya gehüllten Körper zerbrechender Wind. Für einen Moment zogen sich deine Augen blitzartig zurück, um dann auf meinem nackten Gesicht zu verharren. Den schwarzen Gesichtsschleier hatte ich hochgehoben, um laut und deutlich meine Zeugenaussage zu deiner Entlastung vor dem Richter zu machen.

Du warst kurz davor zu explodieren.

Es war kein normaler Tag.

Draußen schlug der Wind gegen die Türen, die Autoscheiben und die Stämme der Dattelpalmen und schleuderte eine Flut aus Sandkörnern, die die Augen bluten machte und die Sicht vor den Steuerrädern der flinken Fahrzeuge verdunkelte.

Innerlich schriest du stumm, brülltest stumm, heultest stumm und redetest stumm irre.

Du warst mein Patient, und ich war deine Ärztin, und meine Aussage war die einzige, die deinen Körper davor retten konnte, mehrere Jahre hinter Gittern zu schmoren.

Aber du lehntest mich als Ärztin ab und jagtest mich fort als Geliebte, aus Angst, das Schwert könnte auf meinen Nacken niedergehen, damit ich immer ich bliebe, deshalb versuchtest du zu schreien.

Du versuchtest, deine Hände auszustrecken, um den schwarzen Gesichtsschleier wieder über meinem Gesicht herabzulassen.

Du versuchtest es und wurdest rissig. Du leistetest Widerstand, bekamst Sprünge und leistetest Widerstand.

Ohnmächtig sankst du nieder. Die Verhandlung wurde vertagt, nachdem die Augen mein Gesicht erklettert und die Mäuler mich verunglimpft hatten, die nun aus dem Saal drängten, um die Geschichte zu verbreiten, noch bevor der Richter meine Aussage angehört hatte.

- 3 -

Ich schüttelte mich, wie ein vom Regen durchnässter Vogel.

Die lauten Schläge an die Tür rissen nicht ab.

Nein, ich hatte mich noch nicht geschüttelt.

Ich lag ausgestreckt auf dem Bett, mit nackten Füßen, Schultern und ...

Ich träumte immer noch.

Gemurmel durchdrang das Schweigen der Wände und gelangte zu mir durch die geschlossene Tür meines Zimmers.

„Dahin hat es deine Tochter also gebracht, mit der Bildung, der Freiheit, dem Reisen und ... und ...“

Das war die Stimme meiner Mutter. Das Gemurmel stammte von anderen Leuten, und der Beschuldigte war mein Vater.

Ihre Hände brachten die Tür zum Beben, die sich vor ihren Füßen, die mein Zimmer überfielen, weit aufat.

Als ich aufschaute, sah ich das Gesicht meiner Mutter vor mir. Ich begriff, dass das Ende in all seinen Formen gekommen war. Hinter dem Rücken meiner Mutter war mein Vater, und hinter dem Rücken meines Vaters waren meine Geschwister. Auch die Augen der Kinder starrten mich an. Dahinter waren die Augen der Dienerschaft und die Augen einiger Nachbarn.

Ich lag immer noch ausgestreckt auf dem Bett, mit nackten Füßen und Schultern. Langsam zog ich das Obergewand hoch, um auch den Rest meines Körpers und einen Teil meiner üppigen Locken zu bedecken. Das war alles, was ich tat, dann träumte ich weiter.

- 4 -

„Sie können Ihre Arbeit nicht wieder aufnehmen.“

...

„Glauben Sie mir, ich kann nicht.“

...

(Dein Gesicht, das in Erwartung der Verhandlung hinter den Gitterstäben hervorschaut, verfolgt mich).

„Ich weiß, dass Sie einer meiner tüchtigsten Ärzte sind, am öftesten anwesend und aufmerksam. Aber es gibt eine Anordnung, die Sie von der Arbeit dispensiert. Der Grund ist Ihr Vater.“

...

(Der Traum bedrückt mich, der verträumte Himmel Venedigs, die Ausdehnung der Wunde, das Lied der Gondeln, unsere aneinanderhaftenden Gesichter an diesem vom Sonnenuntergang geröteten Himmel, an dem die Sterne verstreut sind, als silberne Vorschau beim Warten auf den Mond. Der Gondoliere singt ein Lied, und das Kerzenlicht schwingt zum Echo seiner Stimme, die auf dem Wasser schwebt.)

Dein Fehler. Wie kann eine fähige Ärztin wie du, aus gutem Hause wie du, stolz wie du, die Tochter eines Soundso wie du, sich nur mit einem Patienten, dem Sohn eines Soundso, mit schlechtem Ruf wie er, einlassen?“

...

(Du warst der einzige, der mich fassen konnte, nachdem mich verschiedene Gesichter verfolgt hatten. Für sie war ich deine Ärztin, für mich warst du mein Arzt).

„Wegen unserer Aussagen gegen diesen Patienten wird man Ihre Aussage vor Gericht nicht zulassen.“

...

(Ach, wie konnten sie mich nur so schnell verurteilen? Wie konnten sie mir nur so eine heftige Niederlage bereiten, wo ich doch Zeugnisse habe, eine Stellung, Qualifikationen und einen Erfolg nach dem anderen?)

Es fiel so einiges in einem Augenblick, der verdunkelt war von Traurigkeit. Ich legte den weißen Kittel einer Ärztin ab und zog stattdessen die schwarze Abaya über meinen Körper. Ich ließ den Schleier über mein Gesicht fallen und ging über die Krankenhausgänge zum Ausgang, nach dem schnellen Auto Ausschau haltend, das mich draußen erwartete.

Alles fiel, als ich dem philippinischen Dienstmädchen meine Handtasche übergab und der indische Fahrer mir die Autotür aufhielt, wobei er dem Dienstmädchen einen Teil meiner Unterlagen und meine Diamantarmbänder reichte, die er aufgefangen hatte, bevor sie mir vor die Füße fielen.

Die Geschichte war noch nicht zu Ende.

- 5 -

Am vierundzwanzigsten des Monats verkündete der Richter die Schuldigsprechung.

Ich konnte dich nicht entlasten. Meine Aussage wurde nicht zugelassen. Sie war schwach. Ich war eine ehemalige Ärztin und eine Frau.

Der Richter war ein Mann.

Mein Vater war ein Mann.

Meine Mutter wurde zu einem Mann.

Meine Brüder sind Männer.

Die Nachbarn, selbst die Frauen unter ihnen, sind Männer.

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende.

- 6 -

Du warst in deinem vierten Gefängnis und ich im vierten Monat schwanger, nachdem ein anderer Mann meinen Körper in Besitz genommen hatte. Ich war seine Frau und er mein Mann. Ich war von einer Ärztin zu einer Hausfrau geworden. Mein Mann arbeitet immer noch als Richter. Er war dein Henker und du sein Gefangener.

Damit ist die Geschichte zu Ende, und das Vorzeichen des Traums in Venedig übergießt mich jeden Abend mit einem heftigen Schauer an Gewalt gepaart mit Leid.

Ich wünsche mir zum zweiten Mal zu sterben.

Kairo, 26.04.1993

In meinem Schlafzimmer ist eine andere

Autorin
Huda Al Nuaimi

Erst am Ende des letzten Studienjahres und kurz vor Bekanntgabe unserer Studienabschlussergebnisse, die uns zu unabhängigen Individuen erklären würden, die stärker waren als Steine und deshalb allen Strömen der Welt trotzen konnten, erzählte mir Talal von der Sache mit seiner Cousine und der bevorstehenden Verlobung. Fünf Jahre lang waren Talal und ich unzertrennlich. Wir schrieben mit, was die Dozenten diktieren. Später verglichen wir die Einträge und waren erstaunt, dass wir dieselben Randvermerke und Kommentare hatten. Den Kommentar „eine normale Sache“ hatten wir nie. Alle, deren Wege sich mit den unseren in den fünf Jahren kreuzten, waren der Meinung, dass wir in die Heimat zurückkehren würden, um unsere heilige und ewige gesellschaftliche Verbindung bekannt zu geben. Man war es gewohnt, uns zusammen in der Cafeteria sitzen zu sehen, und wenn wir einmal nicht da waren, dann suchte man nicht lange, denn bestimmt kam schon bald die spöttische Bemerkung: „Tatal must be with Maha“. Ich lachte sehr darüber, wie sie seinen Namen in der fremden Sprache aussprachen. Oft zog ich ihn durch ein Wortspiel auf, wie: „Die Hügel – Tilal – meiner Heimat sind bei mir“, das er mit einem ähnlichen Wortspiel: „Was auch immer – mahma - du sagst, du gehörst mir“, erwiderte. Ich glaubte ihm und lachte vor Freude und aus Schamhaftigkeit. An dem Tag, an dem Talal beschloss, mir die Wahrheit mitzuteilen, bevor wir nach Hause zurückkehrten, freute ich mich aber nicht. Nicht aus Schamhaftigkeit wies ich seinen Vorschlag, zu warten, bis einige Monate nach seiner Hochzeit mit seiner Cousine vergangen sein würden, zurück.

In der Zeit könne er sich gegen die Ehe auflehnen und hätte seine Pflichten gegenüber der Großfamilie erfüllt, meinte er. Der Gedanke, eine andere könne kommen, um meinen Platz einzunehmen und meine gewohnten Rituale zu übernehmen, war mir unerträglich. Daher lehnte ich seine gute Absicht, alle Seiten zufrieden zu stellen, wie er es nannte, ab und stieg nicht mit ihm ins Flugzeug. Stattdessen kehrte ich allein zurück ins Haus meines Vaters, seine Wärme suchend. Er war der Einzige, an dessen Liebe zu mir ich nicht zweifelte. Ihn nahm mir keine andere weg, die unvermittelt auftauchte. Die Nachrichten über Talas Hochzeit wurden mir übermittelt. Sie verwandelten sich in den darauffolgenden Tagen in einen Strom aus blauer Melancholie, von dem ich mich mitreißen ließ. Jahrelang sah ich in meinem Vater den einzigen Mann, der meiner Liebe wert war. Meine Mutter war gestorben, als ich erst wenige Jahre alt war, und er wollte keine andere Frau dazu einladen, das Leben mit ihm zu teilen, obwohl seine Umgebung ihn ständig dazu drängte. Ich war die einzige, die ihm Gesellschaft leistete. Nach und nach vergingen die Jahre der Kraft. Es gab ihm Kraft, wenn er sah, wie ich stärker wurde und fähiger zu geben. Ich habe Angst davor, mir einzugestehen, dass ich ihn im Stich gelassen habe, als ich Ahmad zu meinem Lebensgefährten erwählte. Ahmad war impulsiv und warmherzig, und wenn er sprach, dann schwangen seine Gefühle in seinen Worten mit. Er war Vorsitzender des Nationalen Komitees, in dem ich Mitglied geworden war. Er war ein glänzender Redner und Moderator der heißen Sitzungen und besaß große Erfahrung. Er bestach durch

seine Intelligenz und seine Detailkenntnis, und es entging ihm auch nicht der kleinste Fehler, der sich irgendwo zwischen den Zeilen versteckte. Das Nachdenken über Herrn Ahmad und meine anfänglichen Versuche, die vielen miteinander verwobenen Aspekte seiner Persönlichkeit zu analysieren, erschöpften mich ebenso wie der Versuch, hinter seine morgendlichen Blicke – „Guten Morgen Fräulein“ – zu dringen. Es gab einen Sinn hinter seinem Seufzer und seinen anschließenden Worten, wenn er mich stolz und selbstbewusst um das Kommuniké zur Rechtsmeinung für die Dringlichkeitssitzung am nächsten Tag bat. Er legte den Hörer auf, ohne noch einen Buchstaben hinzuzufügen. Meine Hochachtung wuchs stetig. Die Leere füllte sich mit Träumen, und Blumenkränze ergossen sich über das Kissen der Schamhaftigkeit.

Ein Jahr war vergangen, und die gemeinsame Arbeit im Komitee ging, trotz meines Versuchs, das Tippen des Abschlussberichts in die Länge zu ziehen, ihrem Abschluss entgegen. Einmal musste der Tag ja kommen. Plötzlich war er da, als Herr Ahmad uns in den Sitzungsraum bestellte, um uns persönlich und im Namen der obersten Stellen für die bei der Erstellung des Berichts aufgewendete Mühe zu danken. Er, Ahmad, wünsche sich, dass er Gelegenheit haben werde, noch einmal mit einem ebenso engagierten und kooperativen Team, wie wir es gewesen seien, zusammenzuarbeiten. Von jedem Einzelnen von uns verabschiedete er sich persönlich. Ich blieb wie angewurzelt stehen, bis einer nach dem anderen hinausgegangen war.

„Danke mein Herr, danke Herr Ahmad.“

„Langsam, Fräulein Maha.“

„Ja?“

„Wie Sie wissen, bin ich verheiratet und habe drei Kinder. Trotzdem halte ich hiermit um Ihre Hand an.“

Es war diesmal kein Angebot, das man ablehnen konnte. Ich konnte mir keinen Idealismus auferlegen, den ich nicht mehr anstrebenswert fand. Trotz der offensichtlichen Betrübniß meines Vaters, nahm ich den Antrag von Ahmad an, die andere Frau in seinem Leben zu werden, wobei die erste in ihrem Haus wohnen bleiben sollte, zusammen mit ihren Kindern. Man brauchte keine Angst um die Kinder zu haben, und die Kinder waren auch nicht traurig. Ich erklärte mich damit einverstanden, mit mehr oder weniger gesellschaftlicher Billigung, die Geliebte und Liebste Ahmads zu werden. Solange ich die Bezeichnung ‚Ehefrau‘ trug, wurde ich jedenfalls nicht als ‚schlecht‘ eingestuft. Ahmads Frau, die, mit Rücksicht auf die Kinder, zugestimmt hatte, alles beim Alten zu lassen, verlangte allerdings drei Monate nach unserer Hochzeit doch die endgültige Trennung. Sie sagte, sie ertrage keine andere neben ihrem Bett. Ich verspürte ein süßes Gefühl der Freude, als Ahmad ihrem Wunsch nachgab und zu ihr sagte: „Du bleibst großartig“. Ich verspürte ein wenig Reue ob der Freude und des Tanzes, die über die Schwelle traten, zusammen mit einem Licht, von dem ich nicht weiß, woher es kam. Mein Mann hatte jetzt nur noch mich und rief jetzt nur noch meinen

Namen und keinen sonst. Endlich war die Zeit da, da die Liebe des Mannes, den ich liebte, nur noch mir galt. Wie bei meinem Vater, der die Stellung meiner abwesenden Mutter nie durch das Bild einer anderen Frau gefährdet hatte. Endlich war die Zeit für mich gekommen, die Meere meines Mannes zu befahren, ohne Angst vor den Brüchen zwischen den anderen Wellen und den Wellen meiner Freude, die ich zu verbergen versucht hatte. Sie hörte nicht auf die Forderung, sich zu verschleiern, sondern zeigte sich offen, blühte und dauerte an, ein ganzes Jahr und noch ein Jahr. Ich bekam kein Kind und fragte meinen Mann auch nicht danach, ob er den Wunsch habe, Kinder von mir in die Hände gelegt zu bekommen. Ich begnügte mich damit, die letzte Frau zu sein, die nicht verschwinden würde. Bis Ahmad zu verschwinden begann, vor meiner Freude fliehend, die ihre Identität in seiner Traurigkeit hatte und verbreitet wurde von den Augen seiner Kleinen, die ihm tadelnde und vorwurfsvolle Blicke entgegenbrachten. Mein Mann begann zu fliehen und mit der Nacht und den Zigaretten im Garten unseres Hauses Zwiesprache zu halten.

Er schien mein Kissen nicht zu wollen. Mein Mann begann, den Kragen der Belagerung zu lockern, den ich ihm umgelegt hatte und der möglicherweise seit dem Jahr, in dem wir den Bericht erstellt hatten, enger geworden war. Ich wollte ihn als bequeme Welt, als ewig blühende Rose, während er mich in den Tiefen des wohlbewahrten Geheimnisses ruhend wollte. Bei allen gesellschaftlichen Anlässen stellte ich mich selbst als „Ahmads

Ehefrau“ vor, während Ahmad sich aus meiner Welt zurückzog. Ich dachte, dass es seine Kinder, seine magische Welt, seien, was ihn mir wegnahm, und war nicht böse. Sie waren der Anfang der wiederkehrte. Aber eine kindliche Stimme schlug an meine Tür: „Wo ist mein Vater?“, und ich hatte keine Antwort. Ich wusste, dass er ständig beschäftigt war und seine Arbeit liebte, aber starke weibliche Gefühle von ich weiß nicht woher schlichen sich in die Falten meiner Kleider und meine Atemzüge. Ich beobachtete Ahmads Kinder, die ich kannte und auch wieder nicht kannte. Ich fragte das niedere Ich nach der Auferstehung und bekam keine Antwort. Ich kam zu der Überzeugung, dass es auf eine unklare Frage keine Antwort gibt.

Vielleicht besteht die Lösung darin, dass wir zu keinen Lösungen gelangen. Das Absolute ist das, was wir nicht sehen und was gleichzeitig das Beste von allem ist. Ich glaubte an Ahmads Schweigen und drängte mich seinen Momenten, die sich gegen meine Gesellschaft auflehnten, nicht auf. Ich überließ ihn seinem Schweigen und den ihm teuren Dingen und wartete ab. Meine Angst war ein kreisender Falke und meine Befürchtungen wuchsen ins Riesige.

Eines Tages, ich hatte die Teetassen noch nicht abgeräumt, hielt er mich zurück: „Maha, ich möchte mit dir etwas besprechen, aber ich weiß nicht, wie ich anfangen soll.“ Mit einem Gefühl, als ob alles in mir zerspringen würde, sagte ich: „Ich weiß Ahmad, es gibt eine andere.“

Der kalte Schoß

Autor
Hasan Raschid

Wir waren eine Menge Geschwister, die in der schneidenden Winterkälte Wärme suchten. Diese Wärme fanden wir nur in ihrem Schoß, in ihrer gewohnten Ecke. Sie schlief immer auf ihrer linken Seite. Jeden Tag trugen wir Kleinen einen Kampf um einen nahen Platz an der Wärmequelle aus. Ich bekam jedes Mal den Vorzugsplatz. Jeden Versuch meiner Geschwister, Cousins und Cousinen, sich ihr zu nähern, wehrte sie ab, indem sie sie mit der rechten Hand wegstieß oder einen von ihnen in den Rücken boxte. Wenn es nötig war, fiel ihre Reaktion auch heftiger aus. Den einen haute sie mit einem Fächer, den sie behände herausgezogen hatte, aufs Bein, dem anderen schlug sie mit der Hand auf den Rücken. Ibrahim, der Sohn meines Onkels machte sie am meisten wütend. Er schlich sich an sie heran, um sich dann mit einer mechanischen Bewegung auf ihren Schoß zu schieben. „Steh auf, hau ab, möge Gott dich verschwinden lassen“, schrie sie dann und stieß ihn von sich. Ihre Zornesausbrüche belustigten uns. Oft streckte sie die Hand nach mir aus und zog mich wie ein zahmes Kaninchen auf ihren Schoß. Dann presste ich meinen schmalen Rücken gegen ihre warme Brust und fühlte mich sicher. Mit einer Bewegung, an die ich mich gut erinnern kann, holte sie mit ihrer rechten Hand meine Füße zu sich heran und streckte dann die andere Hand aus, um die Decke zu fassen und über mich zu ziehen. Sie versuchte, mich bis über das Gesicht zuzudecken. Ich wehrte mich dagegen. Ich hatte das Gefühl zu ersticken. Mit erschöpfter Geduld sagte sie dann: „Genau wie dein Vater“, und: „Du hast nur seinen Starrsinn und Widerspruchsgeist geerbt. Du weißt nicht, was gut

für dich ist.“

Die Geschwister, manchmal auch Cousins und Cousinen, rückten schweigend näher an sie heran. Mit überraschender Zärtlichkeit sagte sie dann: „Meine Kinder, was wollt ihr hören?“ Ich hörte nur noch alle durcheinanderschreien: „Boudria“, „Der sprechende Esel“, „Die goldenen Schuhe“, immer mehr Wünsche wurden laut. Es waren immer wieder dieselben Geschichten, die sie hören wollten. Mich langweilten diese Geschichten. Ich kannte sie auswendig. Ich hasste diese blöden Geschichten. Großmutter Al Auda lachte dann und sagte gespielt liebevoll: „Schön, schön ... in Ordnung, in Ordnung.“ Ich schwieg als Einziger und beteiligte mich nicht an den Meinungsäußerungen. Ich hatte Angst vor diesen Geschichten, jawohl Angst, jedes Mal, wenn Großmutter Al Auda diese Geschichten, die in der Welt der Riesen spielten, in meiner Gegenwart erzählte.

Ich weiß, ihr werdet es mir nicht glauben. Eines Nachts ist mir einer von ihnen begegnet. Ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen. Ja, ich habe Boudria gesehen. Er hat sich in dem schwachen Licht, das von der Lampe ausging, bewegt. Jawohl, ich habe ihn gesehen.

Ich versuchte zu schreien, irgendetwas zu tun ... und tat genau das, was zu tun ich befürchtet hatte! Dies war der Beginn der Veränderung ihrer Beziehung zu mir. Unsere Beziehung wurde zum ersten Mal getrübt. Zum ersten Mal schlug sie mich und sagte scharf: „Was, ein Mann willst du sein und machst so was! Pfui, bei Gott, pfui.“ Ihre Worte klingen mir immer noch in den

Ohren, nach all diesen Jahren. Aber wie habe ich mir Boudria vorgestellt? Warum habe ich ihn mir vorgestellt? Mit diesen dramatischen Geschichten tauchte Großmutter Al Auda mit uns in die Abgründe der Meere und in Untiefen hinab. Unbewusst erschuf sie für uns eine Welt der Angst und des Staunens gleichzeitig. Weil wir am Meer lebten und Teil dieser schönen Welt waren, blieben all diese Geschichten in unserem Gedächtnis haften. Unbewusst brachte sie in ihren Geschichten den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse zum Ausdruck. Immer mehr fügte sie hinzu, erschuf Situationen und Szenen aus dem Nichts. Und so nahm Boudria in unserer kindlichen Phantasie Gestalt an. Der Einzige, der diese Geschichten ablehnte, war Ibrahim. „Großmutter Al Auda ist eine Lügnerin“, sagte er, was ihm eine Tracht Prügel einbrachte. In dem Moment verfluchte er Boudria, wie auch ich Boudria insgeheim verfluchte, weil er der vertraulichen Beziehung zwischen mir und meiner Großmutter ein Ende bereitet hatte. Boudria war der Grund dafür, dass sich die von Liebe, Zuneigung und Sympathie geprägte Beziehung zwischen mir und ihr verschlechtert hatte. Ich will euch von dem Ereignis mit all seinen misslichen Einzelheiten erzählen.

Ich schlief wie üblich in ihrem Schoß. Es war stockfinster und ganz still im Raum. Großmutter Al Auda stöhnte. Die Atemzüge meiner Geschwister waren zu hören, sowie das Husten meines Vaters aus dem Nebenzimmer, meines Vaters, der ein großer Liebhaber des Blubbers der Wasserpfeife war. Ich stand jedenfalls auf und suchte den Weg hinaus, um der Natur ihr

Recht zu geben.

Ich kannte den Weg zum Klo mit geschlossenen Augen. Ich stieg über meine Geschwister und öffnete die Tür. Es war stockdunkel. Ich ging weiter. Plötzlich blieb ich wie festgenagelt stehen. Ich sah Augen mich anstarren. Ich erschrak, versuchte, mich zu bewegen, umzukehren, zu schreien, zu flüchten, irgendetwas zu tun. Ich war belagert. Es gab kein Entkommen. Ich versuchte, meinen Kopf zu drehen, aber ich konnte es nicht. Oh Gott! Großmutter Al Auda gewann jeden Kampf, indem sie die Sure Yasin aufsagte. Ich konnte nichts. Die Gestalt war furchterregend und komisch gleichzeitig. Der Kopf war riesig, die hervortretenden Augen so groß wie die einer Kuh. Und die Nase erst! Ich erinnere mich nur an die Öffnungen aus denen heiße Luft kam. Die Ohren waren so lang wie Eselohren. Auch die Finger waren lang. Sie endeten in Krallen wie denen von Katzen. Ich habe keine Ahnung, wie ich zurückgekommen bin!! Alles, woran ich mich erinnere, ist, dass ich über einige meiner Geschwister stieg, und dass ich auf Füße und Köpfe auf dem Boden trat. Glücklicherweise seufzte niemand auf. Ich warf mich in ihren Schoß und tat was ich tat.

Leider setzte diese Tat meiner Beziehung zu ihr ein Ende. In ihren Augen war ich nun wie die anderen. Ich verlor einige meiner Privilegien, und wenn ich mich ihr näherte, vertrieb sie mich milde. Ich suchte nach einem anderen Schoß. Der Schoß meiner Mutter wäre mir recht gewesen, aber sie war mit meiner kleinen Schwester beschäftigt. Ich war meiner neuen Situation

überlassen. Es dauerte nicht lange, da gab es neue Entwicklungen. Meine Mutter zog mich und meine Geschwister allmählich aus dem Zimmer ab, in dem meine Großmutter lebte, Großmutter Al Audas Zimmer, wie wir es nannten. Bis jetzt weiß ich nicht warum. Keiner von uns erkundigte sich nach dem Grund. Meine Cousins und Cousinen besuchten uns immer seltener. In manchen Nächten begab ich mich in ihr Zimmer und betrachtete sie, wie sie dalag und stöhnte. Vielleicht wegen der Trennung von uns? Warum konnte sie nicht schlafen? Warum bewegte sie sich so langsam? Meine Mutter schärfte uns jeden Morgen und Abend ein: „Lasst eure Großmutter Al Auda in Ruhe“. Wusste meine Mutter von ihrer Krankheit? Hatte sie Angst um uns wegen ihrer letzten Krankheit? Großmutter Al Auda wurde zu einer Gefangenen ihrer vier Wände. Unsere Welt hingegen waren nun in der Winterskälte die Zimmer meiner Mutter, während wir in der Sommerhitze unseren Stammplatz auf der Terrasse und den Dächern hatten.

Eines Tages kam ich von der Schule heim und verspürte den heftigen Wunsch, mich in den Schoß von Großmutter Al Auda zu werfen. Freudig stellte ich fest, dass meine Mutter nicht zuhause war. Ich stürzte zu ihrem Zimmer und betrachtete sie. Sie schlief. Ich rief sie, wie ich es immer tat: „Yamma, yamma“. Sie antwortete nicht. Wie es meine Gewohnheit gewesen war, stürzte ich mich in ihren Schoß. Ich vollzog mein altes Ritual. Ah, wie sehr hatte ich mich nach diesem Schoß gesehnt. Ich war einmal ein Teil von ihm gewesen. Der Schoß gehörte wieder

mir. Wie früher nahm ich zärtlich ihre Hand und legte meinen Kopf auf ihren Unterarm. Dann schlief ich ein. Ich spürte weder Kälte noch ihre Stille. Ich erwachte erst durch die Klageschreie meiner Mutter. Warum schrie meine Mutter? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich, dass mein Vater mich wegzog. Meine Mutter fiel über mich her und schlug mich mit beiden Händen. Ich habe die Kälte von Großmutter Al Audas Schoß nicht gespürt. Bis heute nicht.

Die Pferde und Violas endlose Weiten

Autorin
Dalal Khalifa

Das Weltall ist ein violetter Traum. Die Musik hat einen anderen Geschmack. In der Ferne wiehern Pferde vor Wasserfällen, die, von violetter Schimmer umgeben, aus unsichtbaren Höhen herabstürzen und sich über den Ort ergießen. Eine Atmosphäre von wilder Schönheit. Bald werden Kolonnen von Pferden zwischen den Wolken laufend, am Himmel erscheinen. Das Wiehern in der Ferne lässt dies erahnen. Den Blick nach oben gerichtet, schaut sie gen Himmel, in Erwartung der Pferdekolonnen. Als die Pferde dann aber endlich am Himmel erscheinen, treten sie einzeln vor, eins nach dem anderen, und zerplatzen mit einem lauten Knall. Dann dauert es nicht lange, bis sie verstreut und in fröhlichen Lichtern herabgleiten. Alle seufzen vor Bewunderung und Freude. Noch niemand hat eine Hochzeit wie diese erlebt.

Viola lächelt sich im Spiegel, vor dem sie steht, an. Sie ist schön wie die Blume, die ihr ihren Namen gegeben hat. Die letzten kosmetischen Korrekturen machen sie zu einem Traum von einem Veilchen. Ihr weißes Kleid schimmert zart violett, und ihre Blumenkrone besteht aus Jasmin und Veilchen. Wenn sie auf den Platz vor dem Haus hinaustreten wird, auf dem sich die geladenen Frauen versammelt haben, wird das wie ein Traum sein, der im Begriff ist, Wirklichkeit zu werden. Seine endgültige Verwirklichung wird sein, wenn der gut aussehende Mann, den sie sich zum Ehemann erwählt hat, auf dem Rücken eines Pferdes einreiten wird.

So hatte sich ein anderer die Hochzeit mit ihr vorgestellt, und obwohl sie die Beziehung zu ihm beendet hatte, realisierte sie

die Idee in allen Einzelheiten bei ihrer Hochzeit mit jenem anderen Mann, den sie erwählt hatte, weil sie in höchstem Maße fasziniert davon war, und zwar, weil sie alles verkörperte, was sie auf dieser Welt liebte und was ihre Persönlichkeit ausmachte, so wie man sie kannte. Es war nur recht und billig, dass ihr Name, von dem sie stolz sagte, dass ihre Eltern ihn sich für sie ausgedacht hätten, und der zweifellos auf sie abgefärbt haben musste, in dieser Nacht auf irgendeine Weise in den Vordergrund gestellt wurde. Was die Pferde betraf, so waren sie ihre größte Leidenschaft, die sie von ihrer Mutter und ihrem Vater geerbt hatte. Manchmal, wenn ihr Vater bequem in seinem Lieblingssessel vor dem Fernseher saß, erzählte er immer noch gern die Geschichte, wie er von ihrer Mutter fasziniert gewesen war, als er sie bei einem Pferderennen in Kuwait zum ersten Mal gesehen hatte, und dass er nur mit ihr nach Doha zurückkehren wollte und nicht eher geruht hatte, als bis sie seine Liebe zu Pferden teilte.

Sie lächelte erneut im Gedanken daran, wie ihr Bräutigam auf dem Rücken von Ahlam, der braven Stute, in den weiten Hof vor ihrem Haus einreiten würde. Eigentlich war Rahib, ihr Lieblingssperd, die erste Wahl gewesen, aber dieser Mann, ihr Mann, liebte keine Abenteuer. Ungern, und nur, um ihr die Nacht nicht zu verderben, hatte er eingewilligt, auf diese Weise einzuziehen. Er hatte sie sogar gewarnt, dass er möglicherweise gezwungen sein werde, dem Pferd Beruhigungsmittel zu verabreichen, oder dass Kumar, der Stallbursche, beim Eintritt

dabei sein müsse, um vorsichtshalber die Hand mit an den Zügeln zu haben, damit nichts schiefginge. Es bekümmerte sie, dass er von Pferden nicht so fasziniert war wie sie. Deshalb hatte er auch nie Reiten gelernt. Wenn er auf einem Pferd saß, fühlte er sich nur sicher, wenn es unter der Kontrolle des Stallburschen war. Aber sie liebte ihn, mit all seinen Eigenschaften. Schließlich ist es die urewige Gewohnheit der Liebe, dass sie jeden Makel der geliebten Person in etwas Reizvolles verwandelt, das die Verliebtheit und Begeisterung des Liebenden nur noch steigert. Ihr Herz klopfte, da der Moment nahte, in dem sie auf den Festplatz hinaustreten würde, auf dem alle schon gespannt und neugierig warteten. Ihre beste Freundin rückte den Kranz auf ihrem seidigen gewellten Haar zurecht. Jetzt brauchte sie nur noch in ihrer Pracht und mit ihrem bezaubernden Lächeln zu den Menschen hinauszugehen. Die Musik draußen änderte sich, ihr Erscheinen ankündigend, und das Wiehern, hinter dem Plätschern des Wassers hervor, wurde lauter. Da läutete plötzlich ihr Telefon.

Ihr Dienstmädchen teilte ihr mit, dass jemand ein Geschenk für sie gebracht habe. Er habe darauf bestanden, dass sie es jetzt erhalten solle. Gut, kein Problem. Sie konnte ihr Hinaustreten noch um eine Minute verschieben. Ihre Freundin seufzte genervt: „Jetzt ist nicht die Zeit für Geschenke. Die Leute warten schon ungeduldig auf dein Erscheinen.“

„Nur eine Minute, Nour. Bitte mach July die Tür auf. Ich kann mit diesem Kleid nicht schnell gehen.“

July übergab Nour eine mit einem Geschenkband umwickelte

alte Blechdose, und Viola fragte: „Wer hat es geschickt?“

„Herr ... Raschid hat es gebracht, Madame.“

Nour zuckte zusammen, als sie den Namen hörte.

„Nimm es nicht an, Viola.“

Sie gab dem Dienstmädchen das Geschenk zurück.

„Gib es ihm zurück. Ist er noch da?“

Erstaunt wandte sich Viola zu dem Dienstmädchen um.

„Hat er es selbst gebracht, July?“

„Ja, Madame, aber er ist schon wieder gegangen.“

Viola erhob sich und ging, die Schleppe ihres Kleides hochhaltend, schnell hin, um das Geschenk entgegenzunehmen, aber Nours Hände ergriffen das Geschenk schneller als sie. Viola wurde ärgerlich.

„Gib es mir bitte!“

„Viola, du bist jetzt die Verlobte eines anderen Mannes, ja, seine Braut! Raschids Zeit ist vorbei. Außerdem, sein Anblick verheißt nichts Gutes.“

Das Dienstmädchen ergriff angesichts der angespannten Atmosphäre die Flucht und schloss leise die Tür hinter sich. Zurück blieb Viola, die versuchte, das Geschenk den Händen ihrer Freundin zu entreißen.

„Nour, vertrau mir. Fahd ist der Mann, den ich will. Er ist der einzige Mann, den ich anschau. Wenn ich Raschid gewollt hätte, hätte ich ihn nicht wegen Fahd verlassen. Verstehst du? Gib mir die Dose! Ich will nur sehen, was darin ist.“

Die Dose war sehr leicht. Sie schien leer zu sein. Das machte Viola neugierig. Sie konnte nicht länger warten. Sobald sie

wieder zu ihrem Platz vor dem Spiegel zurückgekehrt war, lösten ihre Finger das Band. Die Dose war tatsächlich leer bis auf einen Brief.

Nour flehte: „Ich bitte dich, lies ihn nicht. Nicht jetzt. Ich habe das Gefühl, dass er ...“

„Viola,

Ich habe heute versucht, mich von der Sache mit deiner Heirat abzulenken. Ich habe den ganzen Tag im Stall verbracht. Ich bin nämlich wie du: Wenn ich mich freue und wenn ich traurig bin, immer ist mein erster Weg zu den Pferden. Ich war sehr wütend über das, was du mir angetan hast, und hatte deswegen die schlimmsten Gefühle, die du dir vorstellen kannst. Was meine Wut noch steigert, ist die Tatsache, dass ich sie dir gegenüber nicht zum Ausdruck bringen kann. Es gab einen Moment, da war ich so zornig, dass ich den dringenden Wunsch verspürte, dir bei dieser Gelegenheit etwas zu schicken, das meine Meinung über sie, über dich und diesen Dummkopf wiedergibt. Weißt du, was ich dir schicken wollte? Ich hatte den dringenden Wunsch, dir die Hinterlassenschaft des Pferdes, das in dem Moment vor mir ging, zu schicken. Ich wollte sie dir in dieser Dose schicken, weil dies genau das war, was deine Heirat mit diesem Schuft verdient. Aber, obwohl ich versuchte, mich dazu zu zwingen, ich konnte ich es nicht tun, weil ich – leider – einen höheren Geschmack habe, der mir so etwas nicht erlaubt. Daher begnüge ich mich damit, dir diese leere Dose zu schicken, die eigentlich das enthalten sollte, was auf dieser Welt meine Gefühle gegenüber

deiner Heirat und gegenüber euch beiden in diesem Moment am besten zum Ausdruck bringt. Ich überlasse es deiner Phantasie, dir vorzustellen, was ich damit sagen wollte.

Übrigens, hast du mir nicht einmal gesagt, dass dein zweiter Ehemann (oder vielleicht auch dein erster) deine schlechteste Wahl gewesen sei? Ich denke, dass du diese Angabe jetzt aktualisieren solltest.

Raschid“

Nach diesen Worten stand Viola wie vom Donner gerührt da, und Nour zog ihr sachte den Brief aus den Fingern, zerriss ihn und warf die Fetzen mitsamt der Dose in den Papierkorb.

„So ein Scheusal! Habe ich dir nicht gesagt, du sollst ihn nicht lesen? Sieh dich jetzt an!“

Viola versuchte, ihre Tränen zurückzuhalten und den Weinkampf, der über sie gekommen war, ohne dass sie etwas dagegen vermocht hätte, zu stoppen.

„Viola, ich bitte dich! Dafür ist jetzt keine Zeit. Wasch dir das Gesicht und lass uns dich noch einmal schminken. Willst du dir deine Hochzeitsfeier verderben, damit er erreicht hat, was er wollte?!

„Der Schuft, wie kann er sagen, dass ich nichts anderes verdiene als ...“

„Soll er doch sagen, was er will! Hast du gedacht, dass er dir einen Blumenstrauß schicken würde, nachdem du ihn wegen eines anderen verlassen hast? Zumal dieser andere besser aussieht als er? Wichtig ist jetzt, dass du jetzt nur noch an deine Hochzeit

denkst und alles andere vergisst. Bald kommt dein Bräutigam. Lass ihn nicht draußen warten. Du weißt, wie unbehaglich er sich fühlen würde, wenn er auf dem Pferd sitzend warten müsste.“
„Dieser Schuft! Dieser Schuft! Dieser Verbrecher! Hast du bemerkt, wie er mir mit jedem Wort Gift einflößen wollte? Ist dir aufgefallen, wie er den Brief beendet hat?“

Alle Blicke wandten sich ihr zu, als sie in ihrem sorgfältig ausgewählten Kleid, in ihrer ganzen Schönheit, langsam dahinschritt, während Blütenblätter, Basilienkraut und Freudentriller auf ihren Weg gestreut wurden. Aber nach diesem Geschenk war etwas erloschen.

Sie saßen im feuchten Sand am Strand. Nour zeichnete Kreise in den Sand und schrieb Wörter ohne Bedeutung, während Viola Sandburgen baute. Nour blickte vom Sand auf.

„Besteht keine Hoffnung?“

Viola schüttelte verneinend den Kopf, und Nour schwieg. Vielleicht war sie der einzige Mensch auf der Welt, der wusste, dass Violas Entschluss, sich nach nur zwei Jahren scheiden zu lassen, diesmal entschuldbar war, weil sie wusste, wie sehr sie diesen Mann geliebt und wie hartnäckig sie versucht hatte, das Bild, das sie und andere von ihm hatten, zu bewahren, und wie sie um diese Ehe gekämpft hatte. Deshalb hatte sie das Gefühl, dass es am besten für sie war, diese kranke Ehe zu beenden,

trotz der sagenhaften Hochzeitsfeier, mit der sie begonnen hatte. Sie hatte miterlebt, wie sich ihre Freundin in einen anderen Menschen verwandelt hatte, indem sie sich in dem Mann, den sie liebte, aufgelöst hatte, um ihn und ihre Ehe mit ihm zu behalten, trotz seiner Treuebrüche, die sie zu vertuschen versucht hatte, nachdem sie sie nicht hatte verhindern können, bis am Ende jeder davon wusste und jede Vertuschung nur noch zu Erniedrigung führte und sie sich in dieser elenden Lage wiedergefunden hatte, die schier unerträglich für sie war. Niedergeschlagenheit passte nicht zu ihr. Zu ihr passten nur Stärke und Fröhlichkeit. Ihre Schönheit bestand in ihrer aufrechten Haltung mit stolz erhobenem Kopf wie ein Fohlen.

„Fast täglich bestieg ich ein Pferd und fand mich wieder in einer Welt, die mir allein gehörte. Einer endlosen Weite, die mir gehörte, in der mich nichts begrenzte. Es gibt viele Welten, in denen sich Menschen bewegen und die sie anderen nicht beschreiben können. Wie jene hintere Welt, die manchmal dunkel ist und manchmal strahlend hell, und die nur im Autospiegel erscheint: die zurückbleibenden Gebäude, diese riesigen leuchtenden Augen, die sich hinter mir in der Dunkelheit bewegen, die manchmal schön sind und manchmal Angst einflößend, manchmal dumm und ein andermal komisch. Ob es wohl schon jemandem in den Sinn gekommen ist, dass die Scheinwerfer der Autos, die hinter dir fahren, während du auf dem Nachhauseweg bist, in der Dunkelheit lachen?

Viola ließ den Blick in die Ferne schweifen, als ob sie versuchen wollte, das Universum mit all seinen Geheimnissen und Rätseln

zu erfassen.

„Ich vermisse meine endlosen Weiten. Alle meine Weiten, die ich seinetwegen aufgegeben habe.“

„Als ich aus meinem Schlummer aufwachte, habe ich plötzlich begriffen, dass ich ihm nichts bedeute und wollte in meine Welt zurückkehren. Aber da stellte ich fest, dass er bereits Vorbereitungen getroffen hat, sie mir zu entreißen, und das, nachdem ich ihn so sehr geliebt habe! Er hat mich nicht verdient! Es kommt mir so vor, als ob er bei einem Glücksspiel ein tolles Auto mit großartigen Möglichkeiten gewonnen und es in einer Garage geparkt hätte, nicht um es für sich zu behalten, mit dem Egoismus eines Liebenden, sondern um es bei Bedarf zu verkaufen. Ich bin in der Garage geblieben und war in meiner Naivität schon glücklich, wenn ich, unter Aufgabe meiner Selbstachtung, nur seine Befehle ausführte und seine Verbote befolgte, bis die Zeit gekommen war, mich zu verkaufen.

Die Nachmittagssonne war nun angenehmer, da ihre Glut verschwunden und sie zu einer sanftmütigen Scheibe aus Licht geworden war. Viola begann erneut, Dinge aus dem nassen Sand zu erbauen, was ihr ein schwaches Lächeln abgewann. „Weißt du noch, wie wir als kleine Kinder Häuser aus Sand gebaut haben? Ich weiß nicht, warum das, was ich baute, immer schon nach kurzer Zeit eingestürzt ist, während das, was du gebaut hast, stehengeblieben ist, bis irgendjemand es kaputt gemacht hat. Denkst du, dass das ein Hinweis auf unser zukünftiges Leben war? Jedes Mal, wenn ich versucht habe, eine Familie zu gründen, ist es schiefgegangen. Du dagegen hast eine einzige

starke und beständige Familie gegründet. Deine ältesten Kinder besuchen inzwischen die Oberschule, während ich immer noch auf die richtige Gelegenheit warte, Kinder zu bekommen. Ich hatte bei keinem der drei Männer, die ich geheiratet habe, das Gefühl, die Stabilität erreicht zu haben, die nötig ist, um einem Kind ein sicheres Leben bieten zu können.“

„Nein, nein, meine Liebe, unser Spiel, als wir Kinder waren, hat nichts mit unserem jetzigen Leben zu tun. Du warst einfach nur ehrgeiziger als ich. Ich habe kleine bescheidene Häuser gebaut, die sich kaum über den Boden erhoben haben. Du dagegen hast immer versucht, schöne Schlösser und Burgen zu bauen. Höhere Sandbauten sind einfach nicht beständig. Das ist das ganze Geheimnis bei der Sache.“

„Aber auch das symbolisiert etwas. Du warst realistischer als ich.“

Nour lächelte: „Nein, weniger geschickt. Ich habe deinen Ehrgeiz und das, was du gebaut hast, bewundert. Glaub mir, Viola, du hast schöne Sachen gebaut, auch wenn ich damals behauptet habe, dass meine Häuser schöner seien. Ich habe deine Bauten wirklich geliebt. Ich habe es auch geliebt, dich zu überraschen und sie lange anzuschauen und alle ihre Details genau zu betrachten.“

Viola versuchte, ihre Lippen zu einem Lächeln zu verziehen, was ihr aber nur zum Teil gelang, als sie ihrer Freundin antwortete: „Das war, bevor du hingefallen bist und sie samt allen Details vernichtet hast.“

Ein leichter Wind wehte und spielte mit Violas Kleidern, und

eine Strähne ihres Haares rutschte unter ihrem Schleier hervor, als sie den Blick erneut zum Horizont richtete.

„Immer noch stürzen alle meine Burgen ein. Eine nach der anderen.“

„Viola, ich bitte dich. Warum diese Niedergeschlagenheit? Bist du dermaßen traurig seinetwegen? Ich habe dich noch nie in so einer Verfassung gesehen.“

Viola nahm erneut Zuflucht zum Horizont. Die Sonne verneigte sich, Abschied nehmend. Der orangefarbene Schlussvorhang senkte sich über dem Tag, und von fern klatschten die Wellen Beifall.

„Es gibt etwas, das ich noch niemandem gesagt habe.“

Besorgt hörte ihr Nour aufmerksam zu.

„In unserem Ehevertrag gab es eine Strafklausel.“

„Was? Davon habe ich noch nie gehört. Wie?“

„Ich war fasziniert von ihm und habe gedacht, dass er mich wirklich liebt. Als er mir gesagt hat, dass er befürchte, dass ich die Ehe mit ihm nicht ernst genug nähme und ihn einfach verlassen würde und er deshalb wolle, dass unser Ehevertrag durch eine Strafklausel abgesichert wird, habe ich mich daher sofort einverstanden erklärt, um ihn zu beruhigen.“

Nour seufzte tief und schlug schockiert die Hände vors Gesicht. Viola fuhr fort: „Ich hatte das Gefühl, dass es sein Recht sei, sicherzugehen. Einerseits, weil ich vor ihm schon zweimal verheiratet war und andererseits, weil ich die Sache nicht richtig verstanden habe und das Ganze für eine Art Laune hielt. Die Bedingung war jedenfalls, dass er das Gestüt bekommt, wenn

ich die Scheidung verlange.“

Nour unter Tränen:

„Wieso hast du das nur getan, Viola?! Warum hast du dich nicht mit mir oder mit deinem Vater, Gott hab ihn selig, oder deinem Bruder beraten?“

„Auch wenn ich mich beraten hätte, glaub mir, hätte ich ihm am Ende erfüllt, was er wollte. Ich war verrückt nach ihm, Nour. Verstehst du das nicht? Ich habe wirklich geglaubt, dass es eine Art Laune sei, wie ich dir gesagt habe. Weil er mir mitgeteilt hat oder, genauer gesagt, weisgemacht hat, dass er eifersüchtig auf die Pferde sei, weil sie den größten Teil meines Interesses besäßen. Damals erschien alles irgendwie einleuchtend und logisch. Erst jetzt habe ich begriffen, dass seine Bedingung war, dass er die Pferde selbst bekommt, nicht irgendeinen Geldbetrag, und zwar aus einem bestimmten Grund: Er will mir einen Trümmerhaufen hinterlassen.“

Nour seufzte, und Viola sagte mit zugeschnürter Kehle:

„Hätte mein Vater sie mir nur nicht gegeben, als ich meinen ersten Mann geheiratet habe. Was mich schmerzt ist das Gefühl, dass ich mich des Vertrauens meines Vaters nicht würdig erwiesen habe. Er liebte sie und wollte, dass sie bis an unser Lebensende bei uns blieben. Deshalb hat er die Firma meinem Bruder übertragen und mir das Gestüt, weil er wusste, dass ich es liebe, im Gegensatz zu meinem Bruder. Er war sich sicher, dass ich es behalten würde, andernfalls hätte er es meinem Bruder zusammen mit der Firma gegeben. Ich habe das Gefühl, eine unverzeihliche Dummheit begangen zu haben. Wenn mein Vater

noch am Leben wäre, könnte ich ihm nicht in die Augen sehen. Und jetzt bewahrt mich nichts vor dieser Bedingung. Ich habe gedacht, dass er, obwohl er diese Bedingung gestellt hat, nicht so gemein sein würde, es mir zu rauben, wenn es so kommen würde, wie es gekommen ist. Aber jetzt versichert er, dass er nicht darauf verzichten würde, wenn ich ihn verlöbe. Er versichert, dass er mir kein einziges Pferd lassen wird, obwohl er Pferde hasst. Entweder ich akzeptiere ihn mit seinen Skandalen und seinen krummen Methoden in aller Unterwürfigkeit oder ich verliere alles.

Trotzdem werde ich ihn verlassen. Ich werde ihn ausziehen, wie man ein schmutziges Kleidungsstück auszieht. Aber ich werde ihn nicht in den Wäschekorb werfen, sondern dahin, von wo es kein Zurück gibt. Ich kann nicht ohne meine Pferde leben. Aber genauso wenig kann ich ohne Würde leben. Wenn ich zwischen beidem wählen muss, dann muss ich mich leider von den Pferden verabschieden.“

Wer war das, der sich da von den Pferden verabschiedete. War das das Ende? Nour starrte in das Gesicht ihrer Freundin, des Mädchens, das gerade einmal elf Jahre alt war und als neue Schülerin zusammen mit der Lehrerin in die Klasse gekommen war, mit ihren großen Augen und dem kastanienbraunen, ins Schwarze gehende Haar, das ihr fröhlich schwingend in die Stirn und auf die Schultern fiel. Alle Schülerinnen mieden sie. Wie einschüchternd war sie gewesen, mit ihrer Schönheit, ihrer Intelligenz und ihrem Selbstvertrauen. Sie war immer verwöhnt. Die Mädchen gingen ihr aus dem Weg. Nur Nour versuchte

eines Tages, sich ihr anzunähern und stellte fest, dass sie ein gutherziges und fröhliches Mädchen war. In ihrem Herzen gab es freie Plätze für viele neue Freundinnen, wenn diese es nur gewusst hätten.

Hegen Männer diese Art von Eifersucht ihren Ehefrauen gegenüber? Haben sie Angst vor ihrer Stärke und dass sie sich lustig über sie machen könnten? Oder warum wollen sie sie vernichten? Nour waren die Hände gebunden. Sie konnte lediglich versuchen, mit irgendeinem Rat zu retten, was von Violas unbekümmerter Seele zu retten war. Aber Viola schlug ihren Rat aus und ihren Versuch, sie dazu zu überreden, dem Gestüt einen Besuch abzustatten, um ihre Pferde zu sehen, ihren Lieblingssport auszuüben und vielleicht aus ihrer Trübsal herauszukommen, ja, ihre Hufe dort einzugraben, wie es Pferde tun. Sie lehnte jede Bewegung ab, indem sie sagte, dass sie die Lust an allem verloren habe und angefangen habe, alles zu hassen und nichts anderes mehr wolle, als diesen Mann loszuwerden, was immer es koste.

Vor schweren Ereignissen scheint die Zeit stillzustehen und sich nicht zu bewegen, aber sie tut es doch. Eines Morgens wachte Viola auf und bereitete sich darauf vor, mit ihrem Halbbruder zum Gericht zu gehen, um den Höhepunkt ihrer Tragödie zu erleben. Sie hatte keine Ahnung gehabt, dass die Übertragung ihrer wichtigsten Besitztümer an eine Person, gegenüber der

sie bittere Gefühle hegte, und der Verlust der Verfügungsgewalt über alles auf dem Gestüt Vorhandene, solche Auswirkungen auf sie haben würde. Sie wollte den Richter anschreien und ihn als verrückt bezeichnen. Wie könne er ihr nur ihr Gestüt, das Zeuge ihrer ersten Schritte gewesen war, wegnehmen und es einer Person übergeben, die sie hasste und der man kein Sandkorn anvertrauen konnte? Sie konnte sich aber beherrschen und begnügte sich damit, wie ein zorniges Pferd einen verstohlenen Blick aus dem Augenwinkel auf den Richter zu werfen. Schweigend saß sie neben ihrem Bruder, der sie kaum wahrnahm, und den sie nur in Notfällen sah. In manchen Augenblicken hatte sie das Gefühl, ohnmächtig zu werden, aber sie hielt durch, bis sie wieder zuhause war.

Für diesen schrecklichen Tag trug Fahd die Verantwortung. An jenem traurigen Tag erinnerte sie sich daran, dass er einmal gesagt hatte, er finde es gut, dass das Fleisch alter Pferde in manchen Ländern an Katzenfutterfabriken verkauft werde, natürlich nicht hier, an diesem schönen Golf. Vielleicht würde er etwas mit Mabrouka machen, der Urgroßmutter der meisten ihrer Pferde. Ihr Rücken war sehr gekrümmt, so dass sie zu nichts mehr zu gebrauchen war. Mit seinem Geschäftssinn würde er sie nur als Last betrachten. Wer weiß, was er mit ihr machen würde. Was Rahib, den jungen Hengst, anging, so war es sicher, dass er ihn, ebenso wie Klein-Viola, an Liebhaber von Pferderennen, verkaufen würde, zusammen mit allem anderen, was zu einem guten Preis zu verkaufen war. Das war ungerecht. Wie konnte er sie demütigen und sie dazu treiben, sich von ihm scheiden zu

lassen, um ihr dann auch noch das Wichtigste, das sie besaß, zu rauben. Welch teuflische Gesinnung war dafür verantwortlich, dass die Strafklausel in den Ehevertrag gekommen war. Außerdem, was hatten die Pferde mit den Streitigkeiten der Menschen zu tun? Was konnten die Pferde dafür?

Von weither war ständig ein Wiehern zu hören. Es kam von einem märchenhaften fernen Ort. Dort liefen immer Phantasiegestalten wilder Pferde. Seit urewigen Zeiten liefen sie dort. Ihre Geschichte begann in längst vergangenen Zeiten. Ob wohl zwei Pferde vom Himmel herabgeschaut und die Sintflut kommen gesehen hatten, mit Wellen wie Bergen, die die Erde verschlangen? Wer weiß das schon. Nachdem das Wasser dann versiegt war, waren die beiden Pferde weit galoppiert und hatten in den Steppen, weit entfernt vom Menschen, lange Zeit gelebt, bis sie zu Herden von Pferden geworden waren, die hier und dort spielten, ohne Zügel, ohne Sattel, ohne Halfter und ohne Grenzen.

Ganze Zeitalter lang blieben die Pferde glücklich in ihrer Wildheit. Jahrtausend um Jahrtausend galoppierten sie miteinander um die Wette, wohin sie wollten. Die Herden breiteten sich in alle Richtungen aus und verschönerten die Steppen mit ihrer wundervollen Ebenmäßigkeit, dem Glanz ihrer Mähnen, die unter dem Sonnenlicht wie ein Wasserfall von ihren freien Nacken herabfielen, mit ihren großen Augen, ihren eleganten Schritten im klaren Wasser und ihrer faszinierenden stolzen Haltung, bis sie vom Menschen gezähmt wurden, womit die Reitkunst geboren wurde.

Nur er, der Feigling, hasste Pferde. Mit Feigling meinte Viola ihn, über den sie heute herausgefunden hatte, dass es für ihn weder bei der Reise der Pferde durch die Zeitalter noch auf der Liste der Pferdefreunde einen Platz gab.

In der Kaffeetasse, an der sie gerade nippte, sah sie die schlimmen Zustände, die Fahd auf ihrem Gestüt herbeiführen würde. Aus allen Eiswürfeln, die sie aus der Form nahm und in ihr Glas Saft warf, blickte ihr das schadenfroh und boshaft lachende Gesicht von Fahd entgegen, und sobald der Würfel auf dem Saft auftraf, feierte Fahd darin auch schon mit einer seiner Geliebten seinen Sieg über sie. Sie ließ alles stehen, warf sich aufs Bett und schloss die Augen. Das sah sie ihn unter ihren Lidern mit seinen Maklern das Gestüt betreten, um es Stück für Stück zu verkaufen. Diese tragischen Szenen verfolgten sie weiter, bis sie fürchtete zusammenzubrechen. Sie versuchte, all diese Gedanken aus ihrem Kopf zu verscheuchen und zu schlafen, aber es gelang ihr nicht. In diesem Moment sah sie Nour vor sich.

„Ich rate dir noch einmal und ein zehntes Mal, zum Gestüt zu gehen, um die Zeit dort zu genießen und dich etwas aufzuheitern. Er wird es erst in drei Monaten übernehmen und sich ihm davor nicht einmal nähern. Das haben sie dir doch im Gericht gesagt.“

„Nein, Nour, ich kann das nicht. Ich würde das nicht genießen, wo ich weiß, dass es mir weggenommen wird. Ich muss mich an ein Leben ohne es gewöhnen, da es keinen Sinn hat, zu versuchen, das Urteil anzufechten. Ich habe nicht die Mittel, mir ein neues Gestüt aufzubauen, nicht einmal in zwanzig Jahren. Deshalb gehe ich erst ein paar Tage vor dem Übergabetermin

hin, um mich von ihm und den Pferden, von Kumar und den anderen Angestellten dort, zu verabschieden. Wirst du mich begleiten?“

Nour ahnte, dass sie einen weiteren von Violas schwarzen Tagen miterleben würde und seufzte: „Wird dieser Alptraum jemals enden?“

„Glaubst du, dass Raschid mich oft vor ihm gewarnt hat, als ich damals angefangen habe, ihn für Instandhaltungsarbeiten auf dem Gestüt zu engagieren? Weißt du, dass Raschid Ingenieur ist? Ich war von ihm fasziniert, als ich erfuhr, dass er sich auch für Pferde interessiert und eine Farm und Pferde hat. Ich hatte das Gefühl, dass er zu mir passt. Deshalb, und weil er sich so stark zu mir hingezogen fühlte, habe ich seinem Wunsch entsprochen und die Verlobung angenommen. Als dann aber Fahd mit der Arbeit begonnen hat, war plötzlich alles anders. Raschid war sehr zornig, als er feststellte, dass ich mich ein wenig für diesen Neuen interessiere und sagte, dass er seinem Grund, sich mir anzunähern, misstrauere und dass es eine historische Konkurrenz zwischen ihnen gebe, durch welche er herausgefunden habe, welche Art Mann er sei. Ich habe ihm aber kein Wort von dem, was er gesagt hat, geglaubt. Ich war fasziniert von Fahd. Bis der Tag kam, an dem Raschid mich vor die Wahl gestellt hat, seine Verlobte zu bleiben oder weiter mit Fahd zusammenzuarbeiten. Ich entschied mich dafür, weiter mit Fahd zusammenzuarbeiten und tat so, als sei sein Zorn der Anlass für mich gewesen, mich so zu entscheiden. Ich hatte aber bereits Zuneigung zu Fahd gefasst. Danach liebte ich ihn bis ... bis zu der Strafklausel.“

Sie schloss die Augen und senkte den Kopf.

„Ich werde nie den Ton der Enttäuschung in Raschids Stimme vergessen, als er mir Vorwürfe wegen der Trennung von ihm machte. Er hat mich wirklich geliebt. Hast du meine Hochzeitsfeier gesehen? Es war seine Idee. Wenn ich mich jetzt daran erinnere, wie er sich um jedes einzelne Detail gekümmert hat, staune ich, wie sehr er mich geliebt hat.

Schau mich nicht so an. Ich habe mir erlaubt, seine Ideen für meine Hochzeit mit einem anderen zu umzusetzen, weil ich weiß, dass er sie nie mit einer anderen realisieren wird, und weil er sie ganz auf mich zugeschnitten hat. Ich bin die einzige Reiterin und die einzige Frau mit diesem Namen, die er kennt, sagte er. Der Beweis ist, dass er, als er ein paar Monate nach mir geheiratet hat, eine normale Hochzeitsfeier veranstaltet hat.

Ja, er hat geheiratet. Wusstest du davon? Aber ich weiß nicht, warum er sich schon nach weniger als einem Jahr von seiner Frau getrennt hat, soviel ich gehört habe. Vielleicht hat er sie geheiratet, obwohl es keine wirkliche Harmonie zwischen ihnen gab. Vielleicht wollte er mich nur vergessen.

Jetzt fragen deine Augen, warum ich ihn verlassen habe, wo ich doch wusste, wie sehr er mich geliebt hat.

Du weißt aber doch auch, wie sehr Fahd mich bezaubert hat, als ich ihn gesehen habe. Er war so gutaussehend, dass mein Verstand ausgesetzt hat. Ich habe immer davon geträumt, einen gutaussehenden Mann zu heiraten. Ich spürte, dass Raschid ein wunderbarer Ehemann sein würde, weil er meine Liebe zu allen Dingen, die ich liebte, teilte, und weil ich ihn sehr sympathisch

fand. Aber im Vergleich zu Fahd war er nicht gutaussehend. Ich wollte einen Mann heiraten, den ich ganz sicher liebte und wollte. Weißt du, ich wollte unbedingt vermeiden, noch einmal eine Scheidung zu erleben. Aber, ich gebe zu, dass unsere Gefühle immer dazwischenfunken und uns eine Begründung dafür liefern, warum wir das wählen, wozu wir neigen. Nein, ich bereue nichts wegen Raschid. Kannst du dich an sein Geschenk erinnern? Wenn er sich mir am Tag meiner Hochzeit nicht so gezeigt hätte, dann würde ich mir jetzt die Nägel abkauen vor Reue.

Außerdem, wie sehr wir uns auch selbst geißeln, die Zeit kehrt nicht zurück. Das Beste, was wir tun können ist, zu vergessen und unser Leben weiterzuleben.

Aber, welches Leben? Das, das gestern im Gericht entzwei gebrochen ist, von dem der schönere Teil verloren ist? Als ich dem Richter zugehört habe, als er entschieden hat, das Gestüt und die Pferde Fahd zu übertragen, habe ich mich gefragt: Ist es das, was ein Mensch fühlt, wenn ihm ein Arm oder Bein abgenommen wird? Werde ich das überstehen? Vielleicht.“

Viola schluckte eine Aspirin-tablette.

„Hast du schon einmal erlebt, dass du über etwas gestolpert und hingefallen bist?“

Nour schloss die Augen und kramte in ihrem Gedächtnis.

„Vielleicht, ja, ich glaube schon.“

„Erinnerst du dich an die kurze Zeitspanne zwischen dem Moment, in dem du gespürt hast, dass du das Gleichgewicht verlierst und dem Moment, in dem du auf den Boden aufgefallen

bist? Diesen seltsamen Moment? Für den Bruchteil einer Sekunde spürst du Angst und Not und bemühst dich, den Sturz zu verhindern. Dann begreifst du, dass du die Situation nicht unter Kontrolle und keine Möglichkeit hast, das Gleichgewicht wiederzugewinnen. Dass dein Sturz unvermeidlich ist, und dass du völlig unfähig bist, dich vor den Schäden zu retten oder auch nur, sie weniger schlimm ausfallen zu lassen. Du fühlst, dass die Dinge, an denen du dich festzuklammern suchst, dich im Stich lassen, dass deine Welt unter dir einstürzt, und dass alle Dinge darin zusammenwirken, damit dein Sturz zustande kommt. Und, ob du es willst oder nicht, spürst du, dass du dich ergeben hast und die Sache entschieden ist. Dir bleibt nichts anderes übrig als den Aufprall zu erwarten. All das im Bruchteil einer Sekunde, nicht länger als ein Augenblick. Was ist das für ein seltsamer Augenblick, der all das gleichzeitig beinhaltet. Hast du das einmal erlebt? Ich spüre diesen Moment jetzt mit allen Einzelheiten, nur dass mein Moment Monate dauert und nicht nur einen Sekundenbruchteil.“

Die Sekunde nach Mitternacht. Viola erwacht, schlägt die Bettdecke zurück und versucht, sich zu beruhigen. Warum erinnert sie sich jetzt an den Tod ihrer Mutter? Wie er gekommen ist? Sie sieht plötzlich ihre Großmutter, wie sie vor fünfzehn Jahren in der Küche steht, neben der Tür, und vergeblich versucht, die Tränen zurückzuhalten. Als sie sich etwas beruhigt

hat, geht sie durch das stattliche Haus ihrer Tochter und betastet ihre Spuren. Anschließend geht sie mit ihrer Enkelin zum Gestüt und betrachtet die Pferde. Sie lässt den Blick über das gesamte Gelände schweifen und wendet sich dann an Viola:

„Soll ich dir etwas sagen? Ich war sehr bedrückt, als dein Vater kam, um um die Hand deiner Mutter anzuhalten. Vielleicht hat deine Mutter dir davon erzählt. Ich wünschte mir für sie einen jungen Mann aus Kuwait, damit sie mich nicht verlässt. Aber ich habe mich ihrem Wunsch gebeugt. Danach hatte ich aber das Gefühl, dass sie hier glücklich ist. Sie rief mich oft an. Dann lachte sie fröhlich und heiter, wenn sie mir erzählte, wie dein Vater ihr das Reiten beigebracht habe, bis sie diesen Sport geliebt habe. Als du dann gekommen bist, war es ihr und deinem Vater wichtig, dir schon in frühem Alter das Reiten beizubringen, damit du eine Reiterin wie dein Vater würdest. Sie hat dann das Reiten aufgegeben und sich damit begnügt, dir stolz zuzusehen, wenn du mit deinem Vater um die Wette geritten bist und ihn dabei manchmal überholt hast, oder mit deinen Altersgenossen, die du immer überholt hast.

Ich weiß nicht, warum ich, als ich heute morgen in der Küche weinte, mir wieder gewünscht habe, sie hätte in Kuwait geheiratet und nicht all diese Jahre fern von mir gelebt. Als ob das etwas an ihrem Schicksal geändert oder sie vor dieser Krankheit bewahrt hätte, an der sie schließlich gestorben ist.

Ich weiß nicht, warum ich mich heute an diesen alten Wunsch erinnert habe und warum er mich die ganze Zeit gequält hat. Er ist aber völlig verschwunden, als ich das Gestüt betreten

habe. Ich habe mich erinnert, wie sehr sie es geliebt hat. Meine Tochter hat den schönsten Teil ihres Lebens hier verbracht. Ich glaube jetzt, dass, wenn die Zeit zurückkehren würde und es mir überlassen wäre, ihr einen Mann auszusuchen, ich niemand anderen als deinen Vater wählen würde.“

Viola wurde erneut von einem Weinkrampf geschüttelt. Dann ging sie plötzlich zum Telefon und rief ihren Bruder an. Sie musste das Urteil anfechten. Sie würde mit aller Kraft kämpfen. Sie würde die größten Anwälte konsultieren und das Gestüt nicht diesem Mann als leicht zu schluckenden Bissen überlassen.

Ein Antrag auf Wiederaufnahme wurde gestellt und Verhandlungen fanden statt. Aber es gab Dinge, die nicht einfach zu beweisen waren und selbst wenn sie bewiesen wurden, wurden keine Urteile darauf gegründet. Die Tage vergingen, und das Urteil blieb bestehen, wie das unabänderliche Schicksal, und erwies sich als zwingende Realität. Viola blieb nichts anderes übrig als zu versuchen, damit zu leben.

Die Zeit bewies wieder einmal, dass sie auch in schweren Phasen nicht stehenbleibt. Der Termin der Übergabe des Gestüts war fast da. Ein paar Tage vor diesem Termin ging Viola mit Nour zum Gestüt. Nicht um die Pferde ein letztes Mal zu reiten, sondern um sich vom Gestüt mit allen und allem dort zu verabschieden. Es schien, als hätte der Anblick des Gestüts nach der langen Abwesenheit sie ein wenig belebt und für Momente

die Bitterkeit seines Verlusts vergessen gemacht. Sie betrat ihr Gestüt mit einem Lächeln und hob ihre dunkle Sonnenbrille von den Augen, um es in seinen echten Farben in Erinnerung zu behalten.

Vor Klein-Viola blieb sie stehen und streichelte ihre glänzende schwarze Mähne, die von ihrem langen Hals herabfiel.

Dieser Stute hat Raschid ihren Namen gegeben. Sie wurde zu seiner Zeit geboren. Und diese Schönheit heißt Alia. Ich und July haben vor eineinhalb Jahren bei ihrer Geburt geholfen. Wir haben bis zum Morgen bei ihr gewacht.

Sie senkte etwas den Kopf in Erinnerung an jene Nacht, durch die sie ein anderes Gesicht von Fahd gesehen hatte, indem er danach wochenlang Ekel vor ihr empfunden und den willkürlichen Befehl ausgegeben hatte, dass sie das Gestüt in Zukunft nur noch zweimal im Monat besuchen dürfe. Sie seufzte und wunderte sich über sich selbst. Wie hatte sie diesen Befehl nur ausführen können? Sie lächelte aber schnell wieder, bevor Nour etwas bemerkte, küsste das Fohlen und strich seiner Mutter über das Gesicht, bevor sie zu Ahlam weiterging.

„Und das ist Ahlam. Sie ist das sanfteste meiner Pferde. Sie wird oft für Feste ausgeliehen, bei denen Kinder auf ihr reiten. Ich wähle sie immer für diese Arbeit, weil sie sanftmütig, ruhig und geduldig ist. Ich schicke sie normalerweise mit Hamid, der sie trainiert seit sie ein kleines Fohlen war. Glaubst du, wenn ich eines Tages hören würde, dass ein Engel auf die Erde gekommen ist und sich in ein Pferd verwandelt hat, dann würde ich bestimmt glauben, dass es Ahlam ist! Möchtest du einen Ausflug auf ihrem

Rücken machen?“

„Natürlich nicht!“

„Warum? Bist du als Kind nicht gern geritten?“

„Nein. Ich meine, ich habe es nie probiert.“

„Dann ist dir etwas Schönes entgangen. Auch wenn man beim Reiten von einem Stallburschen geführt wird, ist das nicht wie das freie Dahinfliegen auf dem Pferderücken. Das ist etwas ganz anderes. Das ist endlose Weite. Eine schöne Welt. Wie ich das liebe, dieses Dahinfliegen, das auf dem Vertrauen zu einem Tier beruht, das soviel Kraft hat, dass es dich töten könnte, und auf dem Vertrauen in deine Fähigkeiten und in diese schöne geheimnisvolle Beziehung zwischen dir und diesen wunderschönen Geschöpfen.“

Nour lächelte sich entschuldigend.

„Das schönste Dahinfliegen ist immer noch mit dem Auto.“

„Aber das Auto kann dich nicht lieben und von anderen unterscheiden, wie ein Pferd, auch wenn du es auf deine Maße programmierst. Glaub mir, nichts ist romantischer und schöner als ein ruhiger Ausritt auf ihrem Rücken an einem schönen Herbsttag wie heute.“

Sie blickte ihre Freundin lächelnd an.

„Anscheinend ist es mir gelungen, dich zu überzeugen. Willst du es jetzt versuchen? Ahlam ist hier und Hamid ist auch da, wenn du mir nicht vertraust.“

„Ich versuche es, wenn du auch reitest.“

Viola lachte.

„Lass diese Versuche, du Listige! Ich habe dir gesagt, dass die

Sache zwischen mir und den Pferden bis auf Weiteres vorbei ist. Ich bin nur gekommen, um mich von ihnen zu verabschieden.“ Mit ihrem restlichen Lächeln wandte sich Viola Mabrouka, der Urgroßmutter der Pferde des Gestüts, zu. Sie lag gern nahe der Mauer auf dem Boden. Fliegen umschwärmten ihr Gesicht und ihre feuchten Augen. Sie setzte sich zu ihr, verscheuchte die Fliegen von ihrem Gesicht und streichelte ihre dunkle samtige Schulter.

„Das Alter verdient Respekt, auch wenn es sich bei den Alten um Pferde handelt. Wenn du wüsstest Nour, wie sehr ich diese Stute schätze. Sie ist die Großmutter fast all dieser Pferde. Glaubst du, dass ich manchmal das Gefühl habe, dass sie auch meine Großmutter ist?“

Nour musste lachen: „Endlich weiß ich, woher du diese seltsame Leichtfertigkeit hast!“

Hinter ihrer Freundin hergehend, konnte Nour nicht an sich halten, sondern begann, laut und schallend zu lachen, so dass sie kaum noch einen Schritt vor den anderen setzen konnte, während Viola von einem Pferd zum anderen ging, dieses küsste und jenes streichelte, bis sie zu Rahib kam. Sie stand vor ihm und legte ihre Hände an seinen großen Kopf. Nour freute sich, Viola die Pferde anlächeln zu sehen. Es gab etwas, das sie an ihrer Freundin sehr liebte, auch wenn sie manchmal darüber lachte. Sie ging mit den Pferden und mit Dingen auf ihre ganz eigene Weise um.

„Nebenbei gesagt, Pferde sind den Menschen in vieler Hinsicht ähnlich, genauso wie andere Tiere auch, meiner Meinung nach.

Nimm zum Beispiel dieses Pferd, ich habe das Gefühl, dass es viele menschliche Eigenschaften hat. Es hat viel Selbstvertrauen, und es ist klug. Glaubst du das?“

Nour hatte einen erneuten Lachanfall.

„Es ist wirklich so. Klugheit ist nicht auf Menschen beschränkt. Wenn ich dir nur ein Beispiel geben könnte, aber ich kann nicht. Es gibt Dinge, die man nur fühlt. Er ist äußerst schlau, elegant und lebhaft, aber auch sehr eigensinnig. Er ist anstrengend, wenn er zornig wird. Versuch, vor ihm zu stehen, wenn er zornig auf dich ist und dir seinen furchterregenden Seitenblick zuwirft. Ich habe ihn das bei anderen Leuten tun sehen. Auf mich ist er natürlich nie zornig.“

Nour schaute sie an, hustend und sich die Lachtränen aus den Augen wischend. Viola fuhr fort: „Ich denke, wenn es ihm bestimmt wäre, ein Mensch zu sein, dann wäre er Raschid.“ Nour lächelte sie an und schaute zu, wie sie mit seiner blonden glänzenden Mähne spielte. Der heitere Moment wurde beendet von Kumar, der von weitem auf sie zukam, mit einer viereckigen Dose für seine Herrin in der Hand. Die beiden Frauen seufzten, als sie die alte mit einem Geschenkband umwickelte Dose sahen, die schließlich in den Händen von Viola landete.

„Viola, ich rate dir davon ab, sie aufzumachen. Gib sie mir. Glaub mir, du brauchst keine der Worte da drinnen. Es reicht, was du in den letzten Monaten durchgemacht hast.“

Nour riss Viola die Dose aus den Händen, aber Letztere holte sie sich wieder zurück.

„Nour, was gibt es Schlimmeres als meine jetzige Situation?

Glaubst du, dass in den Wörterbüchern irgendwelche Wörter stehen, die schlimmer sind, als die Worte, die er mir vor zwei Jahren geschickt hat? Wenn er mich beleidigen will, dann soll er das tun. Ich weiß, dass er diesmal wütender ist, als das letzte Mal. Er muss sehr wütend auf mich sein. Er wird mir nicht verzeihen, was ich mir selbst angetan habe.“

„Warum ersparst du dir das dann nicht? Warum musst du es lesen, du Neugierige?“

„Ich habe es dir schon gesagt. Ich bin neugierig. Und ich habe meinen Seelenfrieden erst dann wieder, wenn ich weiß, was er mir diesmal geschickt hat.“

„Aber ...“

„Viola, diesem Brief beiliegend findest du den Besitzvertrag für das Gestüt auf deinen Namen. Ich habe es für dich zurückgeholt. Ich habe es über einen Vermittler auf einem etwas (oder vielleicht auch sehr) krummen Weg gekauft, damit dieser Schuft nicht erfährt, dass ich es will und sich daran klammert. Dann habe ich es auf meinen Namen eintragen lassen und es dir geschenkt. Es fehlt nur noch deine Unterschrift. Hab keine Angst. Ich will keine Gegenleistung irgendwelcher Art dafür, weil ich das, was ich ausgegeben habe, in zwei oder drei Jahren wieder hereingeholt haben werde.

Ich weiß, dass du genauso stur bist, wie dein Pferd Rahib und vielleicht darauf bestehen wirst, dieses Geschenk zurückzuweisen. Wenn du es also vorziehst, mir den Preis,

den ich dafür bezahlt habe, ins Gesicht zu werfen, dann kannst du mir den Betrag gern, nach deinen Möglichkeiten, in Raten zurückzahlen (obwohl ich glaube, dass du fast pleite bist). Es gehört jedenfalls dir.

Nebenbei gesagt, ich war gestern dort und habe am Himmel den violetten Schimmer gesehen, den ich auch früher dort immer gesehen habe, und den Duft der Wildblumen gerochen, die mich immer an dich erinnern. Weißt du noch, dass ich dir einmal erzählt habe, dass es ein Musikstück gibt, das ‚Vision‘ heißt und das mich an dich erinnert? Es hat orientalische Züge und erweckt die Vorstellung von Heiligkeit und Traurigkeit. Es hat etwas von der Rätselhaftigkeit der Nacht und der Zeit, die vergeht und sich in fröhliche und traurige Erinnerungen verwandelt. Ich weiß nicht, warum du mich immer an dieses Musikstück erinnerst und das Musikstück immer an dich. Ich fühle, dass du, wenn du ein Musikstück wärst, du genau dieses wärst. Gestern habe ich mir auch vorgestellt, dass sie auf deinem Gestüt in der Luft liegt. Was deine Pferde betrifft, so habe ich in ihren Augen den Glanz deiner Augen gesehen. Ich habe auf dem Gestüt alles gesehen, was ich geliebt habe, und dennoch, ich will es nicht, und es will mich nicht. Dieses Gestüt kann einzig und allein dir gehören.

Nebenbei gesagt: glaube nicht, nicht einmal für eine Sekunde, dass ich das für deine schönen Augen getan habe (obwohl sie tatsächlich schön sind), und auch nicht, um dich zurückzugewinnen, auch wenn ich das immer noch will (jedenfalls glaube ich das). Du brauchst nicht die mindeste Dankbarkeit zu fühlen, weil ich das nicht für dich getan habe,

sondern für mich. Dieser Mann wollte mich demütigen, durch Demütigung der Frau, die ich geliebt habe, und ich wollte ihm lediglich diese Gelegenheit nicht geben. Das ist die ganze Geschichte.

Kehre zu deinen Pferden zurück. Ich hatte den Eindruck, dass sie traurig sind. Sie sehnen sich nach dir. Du weißt, dass die Sehnsucht Pferde (und vielleicht auch andere Lebewesen) krank machen kann.

Darf ich noch etwas sagen? Ich habe dir diesen Brief, zusammen mit dem Vertrag, auch diesmal in einer alten Dose geschickt, nur aus Spaß, weil meine Großmutter ihre Verträge und unsere alten Fotos, und alle ihre wichtigen Papiere in einer alten Keksdose wie dieser aufbewahrt. Vielleicht fängst du ab jetzt auch damit an.

Grüße
Raschid“

Nour las den Brief gemeinsam mit Viola, und als sie ihn zu Ende gelesen hatten, schaute sie ihre Freundin lachend und verblüfft an. Viola kämpfte gegen die Freude an, die durch ihre Glieder strömte und ihre Wangen rötete, als sie den Vertrag las, der zwischen ihren Fingern zitterte. Dann schüttelte sie ablehnend den Kopf und Nour wieherte:

„Hüte dich, hüte dich, du Leichtsinnige, davor, auch nur daran zu denken, das Geschenk zurückzuweisen!“

„Aber du weißt besser als jeder andere auf dieser Welt, dass ich es ablehne, Gegenstand des Mitleids irgendeines Menschen zu

sein.“

„Bist du tatsächlich so einfältig oder tust du nur so? Hast du jemals von jemandem gehört, der Mitleid für einen anderen empfindet und ihm ein Gestüt schenkt, das eine Million wert ist? Wenn du von so jemandem gehört hast, gib ihm bitte meine Adresse, damit er Mitleid mit mir hat.“

„Ich kann das nicht annehmen, Nour. Ich erlaube ihm nicht, mich damit zu seiner Sklavin zu machen.“

„Er wird dich nicht zur Sklavin machen. Es gehört dir. Wenn er dich von sich abhängig hätte machen wollen, hätte er nicht alle Papiere fertig gemacht und sie unterschrieben, bevor er sie dir geschickt hat. Schau, sie sind komplett. Das Gestüt gehört jetzt dir. Du brauchst es nur anzunehmen. Begreifst du das denn nicht?“

„Dann werde ich ihm jeden Dirham, den er dafür ausgegeben hat, ins Gesicht werfen.“

„Er hat nichts dagegen. Sieh dir seinen Brief an. Die siebte und achte Zeile.“

Viola lachte, als sie sich den Brief ansah: „Ich muss ihn wenigstens anrufen und ihn heftig dafür schelten, dass er sich in mein Leben einmischt.“

„Nein, du musst ihn anrufen, um ihm zu danken. Nicht jetzt, wenn deine Leichtfertigkeit dir das erlaubt.“

Viola lächelte ihr schönstes Lächeln.

„Aber weißt du, Nour? Wenn die Annahme des Geschenks nur den Vorteil gehabt hätte, Fahds Versuch, mich zu vernichten, zum Scheitern zu bringen, dann hätte das als Grund nicht

ausgereicht.“

„Schau dir das an!“

Viola lächelte Rahib an. Dann zog sie sich in eine Ecke zurück, um den Gedanken zu verdauen und den Brief und den Vertrag wieder und wieder zu lesen. Nour hingegen stahl sich fort, um auf dem weiten Gelände des Gestüts spazieren zu gehen und ihrer Freundin den Raum zu lassen, den sie brauchte.

Viola konnte nicht aufhören zu lächeln. Jetzt hatte sie das Gefühl der Gelöstheit wahrgenommen, das die glückliche Nachricht nach den schweren Tagen mit sich gebracht hatte. Nichts hatte sie so glücklich gemacht, wie die Tatsache, dass das Gestüt nicht mehr Fahd gehörte. Wenn es Raschids Besitz geblieben wäre, wäre sie ebenfalls glücklich und zufrieden gewesen, weil sie wusste, dass er bis ins Mark hinein Reiter war und daher jedes einzelne Pferd und jedes Fohlen und jedes Sandkorn auf dem Gestüt geschätzt hätte. Was die Frage, was sie mit diesen Papieren machen sollte, betraf, so war jetzt nicht die richtige Zeit, darüber nachzudenken. War dies dann die richtige Zeit für Verwunderung? Sie war wirklich verwundert gewesen über ihr Gefühl der völligen Gelassenheit, sobald sie nur erfahren hatte, dass das Gestüt jetzt Raschid gehörte. Sie hatte nicht gewusst, wie sehr sie diesem Menschen vertraute. Außerdem war da dieses Gefühl der Geborgenheit. Es war ein warmes, beruhigendes Gefühl. Es hatte einen Reiz.

Nour schnupperte den sanften Wind, der den Geruch der Pferdekoppel zu ihr trug. Sie lächelte im Gedanken an Raschids Brief, in dem er erwähnte, dass er auf dem Gestüt den Duft von

Wildblumen gerochen habe. Woher sollte der wohl kommen? Obwohl sie weit von den Ställen entfernt war, duftete es auch hier, an der Stelle, an der sie sich befand, nicht nach Wildblumen. Meinte er wohl das Gras auf den Weiden, wo die Pferde grasten? Sie näherte sich und beobachtete die Arbeiter, die es schnitten und auf der Erde zum Trocknen ausbreiteten. Aber auch der Duft des frisch ausgebreiteten Heus war ganz und gar nicht der Duft von Wildblumen. Und dann der Himmel ...

Sie hob den Kopf und begann, von allen Richtungen aus, zum Himmel hinaufzuschauen. Es gab Abstufungen von Blau und einige weiße und dunkelsilbrige Wolken, aber keine Spur von dem violetten Schimmer, den er erwähnt hatte. Sie lächelte in sich hinein. Dieser Dummkopf, liebeskrank bis zum Rausch. Und diese Dumme war trotzdem noch hochmütig.

Als Nour dorthin zurückkehrte, wo sie ihre Freundin zurückgelassen hatte, war diese gerade dabei aufzustehen, und sich das Stroh von ihrer Kleidung abzuschütteln. Dann sog sie die Luft tief ein, wie jemand, der sich auf etwas Neues vorbereitet. „Wohin? Du siehst aus wie jemand, der eine Entscheidung getroffen hat. Positiv? Nimmst du das Gestüt an?“

„Ich habe nicht mehr weiter darüber nachgedacht, was ich in dieser Hinsicht tun werde. Solche Entscheidungen trifft man nicht von einem Tag auf den anderen.“

Lächelnd holte sie ihr Telefon aus ihrer Tasche, und Nour fragte mit optimistischer Neugier: „Rufst du ihn also jetzt an, um ihm zu danken?“

„Natürlich nicht. Hast du nicht gesagt: Wenn dein Leichtsinn dir

das erlaubt?“

„Wen rufst du dann also an?“

„Kumar, er soll Rahib für mich satteln. Ich bin seit langem nicht mehr mit ihm ausgeritten.“

Als Viola den Rücken ihres Pferdes bestieg, schien sie genau da zu sein, wo sie hingehörte. Sie lächelte: „Ich werde mit Rahib die Strecke bis zum Ende des Gestüts zurücklegen und in weniger als einer halben Stunde aus der anderen Richtung zurückkommen. Schau auf die Uhr.“

Nour schaute nicht auf ihre Uhr sondern lachte, als sie Viola unbekümmert auf dem Rücken des Pferdes davon galoppieren sah, hinter sich eine große Staubwolke zurücklassend.

War es die Farbe der Erde, gemischt mit der Farbe des Himmels und der Wolken, oder die Farbe der Freude nach der langen Abwesenheit, oder was erfüllte die Luft jetzt mit violetterm Schimmer?

Es geschah einmal

Autorin

Buschra Nasir

(Der Mensch ist am Ende nur ein Haufen von Geheimnissen, und seine Realität besteht nicht in dem, was er tut, sondern in dem, was er verbirgt.)

Ich verließ das Museum, meine Sinne gesättigt vom belebenden Duft der Geschichte. Planlos ging ich dahin. Ich hatte vor, mich den breiten, von Bäumen, Zypressen und Dattelpalmen gesäumten Straßen zu überlassen, die sich anschickten, mich übellaunig zu verschlingen.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon gegangen war, als ich von hoch aufragenden Gebäuden zu niedrigen Häusern kam. Ich wollte es auch nicht wissen, nicht aus einem Vorsatz heraus, sondern weil es mein Ziel war, nach etwas mir Unbekanntem zu suchen. Wie oft schon hatte ich mich damit beschäftigt, nach etwas zu suchen, das die Lust des Entdeckens in mir erregt, wie unbedeutend es auch immer war. Vielleicht war mein Ziel das Staunen. Ich weiß es nicht. Die Dinge, die mich zum Staunen brachten, interessierten und erstaunten vielleicht niemanden außer mir. Zum Beispiel bereitete es mir Vergnügen, einen Blick auf die Balkone der Menschen zu werfen und die gespannten Wäscheseile genau zu betrachten, als eine Art einseitige Wette, indem ich versuchte, nicht nur die Zahl der Bewohner des Hauses zu erraten, sondern aus der Art und Weise, wie sie ihre Wäsche aufhängten, auch ihre Neigungen, ihre Passionen und ihren Charakter abzuleiten.

Mein Interesse für die Details der anderen lenkt mich zum großen Teil davon ab, mich mit meinen eigenen bitteren Niederlagen und

aussichtslosen Kämpfen zu beschäftigen. Jedenfalls behaupte ich das, im Versuch, diese große Neugier zu begründen, die mich mein Leben lang begleitet hat, und die immer dahinter stand und steht, wenn ich alte Läden aufsuche, in denen Altkleidung und gebrauchte Bücher oder leere Flaschen verkauft werden. Ich suche darin nach dem Geruch von Menschen, die sie zurückgelassen haben, aufgehängt, wie die Helden oder Besiegten früherer Zeiten ihre Dinge hinterlassen haben. Mich reizt es, in den Sachen anderer nach etwas zu suchen, genauer gesagt, nach einem Stück ihrer Seele, das sie achtlos in ihren aussortierten Gegenständen und Abfällen zurückgelassen haben. Dasselbe Staunen befällt mich, wenn ich Gelegenheit habe, die nächtlichen Betrunkenen und Obdachlosen zu sehen, wie sie die Zigarettenstummel aufsammeln, die von Passanten weggeworfen wurden, oder die Verliebten, die sich verstecken, um sich heimlich einen Kuss oder eine Berührung zu stehlen und mir das weite Feld gestohlener Liebesgeschichten eröffnen. Mit meinem gezielten Beobachten der Schwingungen von Häusern und Menschen schaffe ich mir vielleicht selbst einen Ausgleich für meine Schäden und den Verlust der intimen Vertrautheit, die mir eines Tages entrissen wurde und mit ihr ein Teil meiner Seele.

Aber auch ohne eine philosophische Betrachtung der Dinge oder eine dumme und naive Begründung ist es doch so, dass tatsächlich zumeist etwas Bitteres oder Süßes von uns in unseren Sachen und Abfällen zurückbleibt, oder wir unsere Niederlagen, Trümmer und leidenschaftlichen Erfahrungen an Orten, in

Kleidungsstücken und in allem, was uns umgibt, hinterlassen. Die Hände in den Taschen meiner leichten Sommerjacke ging ich von einer Straße zur nächsten, ohne etwas Bestimmtes tun zu wollen, bis mich mein Weg zu einer langen Gasse führte, an der entlang sich Bäche mit fauligem Wasser erstreckten. Schon im ersten Moment vermittelte die Gasse den Eindruck, dass ihre Bewohner wohl kaum ihr tägliches Brot hatten, und auch der Baustil der alten Häuser mit den hohen Wänden sprach für die Armut ihrer Bewohner.

Hinter den geöffneten Fenstern erhoben sich Lärm, Geschrei, Aufruhr und Stimmen. Eine Frau stand am Fenster mit einem Blick voller Verdruss, wie jemand, der nur auf den richtigen Moment für einen Wutausbruch wartet.

Während dessen schrie eine andere ältere Frau zu ihrem Sohn hinunter, der dastand und in das faulige Wasser urinierte, inmitten einer Gruppe halbnackter Kinder, deren Füße in der dreckigen Brühe steckten. Plötzlich, ohne Vorbereitung, während ich immer noch die Häuser betrachtete, die trotz des Lärms in ihnen ruhig sind, ragten Köpfe aus den Fenstern heraus und hinter Mauern hervor und starrten auf diese fremde Besucherin, deren Anwesenheit unerwünscht schien.

Ich hob den Kopf und schaute zu ihnen hinauf, mit einem Lächeln als Unterpfand der Freundschaft, oder vielleicht auch als Entschuldigung für mein ungebetenes Erscheinen. Da drang ein vertrauter Geruch zu mir, eine Mischung aus warmem Essen, Kuhdung und Schimmel aufgrund der Feuchtigkeit der Häuser. Ich gedachte, meinen Gang bis zum Ende der Gasse

fortzusetzen, um dort einen Ausgang zu finden und nicht länger den Ärger der Bewohner des Viertels zu erregen, zumal sich auf den Gesichtern der Frauen deutliche Anzeichen des Missfallens und der Missbilligung zeigten und manche der schreienden Kinder zotige Ausdrücke gebrauchten. Ich fühlte Scham und Verlegenheit als einer der hervorstechenden Köpfe von oben meinte: „Die ist anscheinend gekommen, weil sie uns fotografieren will, vielleicht eine Journalistin.“

Schnell nahm ich meine Kamera ab und ließ sie in meiner Handtasche verschwinden. Hier waren Leute, die mit einer gemeinsamen Überzeugung lebten, die ihr tägliches Brot in Solidarität und gegenseitiger Zuneigung eintunkten, so dass es zu einem Festmahl auf dem Dach der Welt wurde.

Ich schämte mich so sehr, dass meine Achselhöhlen triefen vor Schweiß. Solche Gefühle kennt man erst dann, wenn man sie selbst erfahren hat. An dem Tag stand ich auf einmal da als jemand, der diesen Menschen ihre Ruhe, ihr gewohntes Leben und ihre Überzeugungen stahl, indem ich mich bei ihnen eingeschlichen hatte. Deshalb beschleunigte ich meine Schritte, um vor ihnen und ihren Augen zu fliehen, die meinen Rücken durchbohrten und sich wie Peitschenhiebe anfühlten. Ein kleines schäbiges Schild kam mir zu Hilfe, dessen schlecht geschriebene Aufschrift *Hamam der Lebenskraft* kaum noch lesbar war. Es hing an einer Juteschnur herunter von einem niedrigen baufälligen Haus, das einem Grab glich.

Ich betrachtete das Haus und schaute mich um. Gab es eine Beziehung oder eine Verbindung zwischen diesem Ort und dem

von Merkwürdigkeiten sprühenden Volksmärchen, das ich so oft in meiner Kindheit gehört hatte?

Das Märchen meiner Kindheit, dessen Einzelheiten ich zum größten Teil vergessen habe, spielte in einem öffentlichen Frauenbad und hieß *Hamam Al-Alil*. Hatte der Hamam denselben Namen bekommen wie das Volksmärchen oder war die volkstümliche Erzählung eines Tages aus jenem Ort hervorgegangen?

Erwartet nicht von mir, so zu tun, als ob ich die Sache mit jenem Ort vergessen hätte und einfach weitergehe, statt meiner drängenden Neugier Folge zu leisten. Aber woher wusste ich, dass im Inneren dieser Örtlichkeit tatsächlich Menschen badeten, vielleicht war es ein Haus, das von Dschinnen und Gespenstern heimgesucht war. Woher sollte ich das wissen. Ich schaute mich um. Vielleicht hörte ich ja von diesen Leuten etwas, das meine Bedenken und Befürchtungen verstärkte und mich von meinem Entschluss abhielt, oder das Gegenteil. Aber nichts dergleichen geschah. Mit den Füßen im Morast machten die halbnackten Jungen weiterhin ihre unflätigen Bemerkungen.

Jedes Mal, wenn ich die Worte auf dem Schild las, war es, als ob eine geheimnisvolle Zauberkraft mich zum Eingang ziehen würde, wie ein riesiger Magnet, und diese Zauberkraft wurde immer stärker. Mit immer größerer Macht zog sie mich an, in diese Welt einzutreten, was immer mich die Sache auch kosten würde.

Ich stieß die morsche Holztür auf und fand eine Treppe vor, die nach unten führte. Kleine verfallene Stufen aus abgetretenen

Backsteinen führten in immer größere Dunkelheit, je weiter man nach unten kam.

Ich stieg hinunter, bis ich mich einer anderen Tür gegenüber sah, die ich ängstlich und zögerlich aufstieß. Ich leugne nicht, dass sich meine Herzschläge zu regelmäßigen Trommelschlägen verwandelt hatten, die alles übertönten.

Was war das für ein Ort, der so niedrig gebaut war, wie ein Kellergewölbe. Vorausgesetzt, es war tatsächlich ein Hamam, wie es hieß, woher wusste ich dann, ob es ein Frauen- oder Männerhamam war?

Schon bald sagte ich mir aber mit Bestimmtheit, wenn dieser Ort den Männern vorbehalten wäre, dann gäbe es wahrscheinlich nicht all diese Korridore und Treppen, die Dunkelheit und den geheimen Charakter, denn die Nacktheit der Männer wird irgendwie akzeptiert, man könnte sagen, es ist eine verschämte demonstrative Nacktheit.

Vor der angelehnten Tür blieb ich stehen. Ich klatschte in die Hände. Vielleicht hörte mich ja jemand und beendete die Sache. Aber nichts geschah. Ich klatschte ein zweites und drittes Mal, bevor ich leicht an die Tür stieß, die sich daraufhin auf tat. Dahinter erschien eine dicke, aufgedunsene, ganz in Schwarz gehüllte Frau. Erleichtert atmete ich auf und verspürte so etwas wie einen Triumph, ohne selbst zu wissen warum. Allerdings war ich erschrocken und ein Schauer war mir durch die Glieder gefahren, als die dicke Frau, die einer Märchenhexe ähnelte, plötzlich vor mir gestanden war. Sie hatte eine große und, wie mir schien, krumme Nase, wie die einer Hexe. Die herabhängende

Deckenlampe warf ein schwaches orangefarbenes Schlaglicht auf das Gesicht der Frau. Es schien mir, als sei die Frau den Volkserzählungen meiner Mutter entstiegen. Damals hatten wir uns, wenn das Märchen geendet hatte, nicht getraut, unsere Betten zu verlassen, obwohl unsere Blasen fast platzten, weil wir Angst hatten, dass uns Augen, wie die Augen dieser Frau, aus Ecken und Löchern entgegenkommen könnten wie Kakerlaken. Mit einer Stimme, die aus großer Tiefe zu kommen schien, sagte sie gelassen: „Ja?“

„Ich möchte es versuchen“, sagte ich mit gespielter Mut. Sie lachte schallend auf, so laut, dass der ganze Raum dröhnte, während ich meinen Blick auf das märchenhafte Tattoo auf ihrem Kinn heftete.

Die Dunkelheit verschluckte sie. Es dauerte aber nicht lange, da kam sie zurück mit einem Handtuch, einem Stück Seife der Marke Rakki und einem Badeschwamm. Bevor ich die Hand ausstreckte, um die Sachen, die diesen Tag zu einem historischen für mich machen würden, an mich zu nehmen, sagte sie ungeduldig und mürrisch: „Bei uns kostet es vier Dinar, Schwamm und Seife kosten extra. Natürlich hat alles seinen Preis.“

Mit der Gefühlskälte einer Sklavin sagte ich: „natürlich“, und bezahlte den Betrag.

Die Badeutensilien tragend folgte ich ihr zögerlich und ängstlich. Wenn ich an ihr schallendes Lachen dachte, erzitterten meine Glieder. Sie führte mich durch einen engen Gang und dann noch durch einen anderen, bis wir schließlich vor einer großen

Holztür anlangten. Als sie sie aufstieß, wurden wir sofort vom Dampf und der Hitze überfallen. Gleichzeitig war das Geschrei von Frauen zu hören, die miteinander scherzten, was mir etwas von meiner Fassung zurückgab und mich einigermaßen zuversichtlich machte.

Der Raum war eingehüllt in Dunkelheit und Wärme. Die Sicht war im ersten Moment behindert, aber ich gewöhnte mich daran. Ich zog meine Sommerjacke aus, setzte mich auf eine Zementbank und gewann meine gute Laune wieder.

Neben mir kullerten drei Orangen aus einer Papiertüte, und ein Kind lag ausgestreckt da und nuckelte seine Mahlzeit aus einer Mineralwasserflasche, die als Babyfläschchen verwendet wurde. Die Nacktheit der Frauen machte mich bekommen. Warum war ich nur hereingekommen? Welche Verrücktheit hatte meine Schritte gelenkt?

Doch der Duft der Seife, das Klingen der kupfernen Trinkgefäße und das Klappern der Holzschuhe, die Wasserhähne, aus denen heißes Wasser kam, die Zementbecken und der Dampf lösten, gegen meinen Willen, mit Macht eine gute Laune bei mir aus, die sonst nur die Märchen meiner Mutter bewirkt hatten.

Eine der Frauen rief: „Los, komm!“

Ich hatte viel riskiert, als ich meinem starken Wunsch nach einem Abenteuer nachgegeben hatte. Ich hatte dieses Abenteuer gewagt. Musste ich nun mich auch aller meiner Kleider entledigen und mich dieser Herde Nackter anschließen und an diesem gemeinschaftlichen Fest der Nacktheit teilnehmen?

Ich verspürte Scham. Ich war es nicht gewohnt, irgendwo anders

zu baden als in meinem eigenen Bad. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass die Badewanne, die ich benutze, jemals nackt war, das heißt, ohne einen Vorhang, der sie vom übrigen Badezimmer abtrennt.

Was verband mich mit Frauen, die nach einer harten und anstrengenden Woche gekommen waren, um ein Bad zu nehmen, und neuen Dorfbräuten, die wie ich vom Hamam träumten, aber auf andere Weise, und anderen, die sich auf die Freitagnacht vorbereiteten. Du hast ja keine Ahnung, was die Freitagnacht den orientalischen Frauen bedeutet.

Ein junges Mädchen, das noch keine Sechzehn war, kam zu mir her. Es setzte sich vor mich hin und begann, sich mit einem Holzkamm das Wasser aus den Haaren zu streifen, so dass mir das Wasser ins Gesicht spritzte. Ich tat so, als sei ich damit beschäftigt, den Verschluss meiner Halskette aufzumachen, um den Blick auf ihre Nacktheit und geöffnete Scham, mit den deutlich sichtbaren Merkmalen ihrer Weiblichkeit, die sie achtlos zur Schau stellte, zu vermeiden. Tausend Fragen über die Fesseln, die die Zivilisation dem Körper auferlegt, gingen mir durch den Kopf.

Freundlich fragte ich sie: „Verheiratet?“

Woraufhin sie schamhaft erwiderte: „Seit zwei Monaten.“ „Eine Braut also“, meinte ich und fügte hinzu: „In meinem Land bleibst du solange eine Braut, bis du das erste Kind bekommst.“ Jedes Mal nehme ich mir vor, mich nicht dazu hinreißen zu lassen, die Scheidewand zwischen mir und Fremden einzureißen, um dann meinen Vorsatz doch wieder zu brechen und mir die

entsprechenden schlimmen Ergebnisse und Folgen zuzuziehen. Und tatsächlich, gleich bestätigte mir dieses junge Mädchen meine Niederlage mir selbst gegenüber, durch Nichteinhaltung meines Vorsatzes, indem sie die Hand zu mir ausstreckte, an meinem Halsband kratzte und begann, es mit äußerster Dreistigkeit zu untersuchen.

Eine alte Frau rief: „Komm, zieht der Dampf dich nicht an?“

Andere griffen ihren Ruf ohne die geringste Freundlichkeit auf. Meinen ganzen Mut zusammennehmend überwand ich meine Scheu und meine Komplexe, zog Rock und Bluse aus, legte sie neben meine Handtasche auf die Zementbank und stieg zu ihnen hinab, um mich mit meinen Badesachen bei ihnen niederzulassen.

Mein Verlangen nach dem Dampf und dem heißen Wasser schwand aber sogleich, als die Peitschen ihrer Augen auf mich niedergingen, um sich an meinem Körper schadlos zu halten, so wie ich an der Statue der Inanna-Ishtar, im Museum, aus dem ich gekommen war.

Eine von ihnen sagte: „Ruf die Masseurin, sie macht deine Knochen geschmeidig.“ Eine andere meinte: „Herrlich, gesegnet sei Gott, in dem, was er geschaffen hat.“ Eine Dritte sagte: „Bei Gott, wir haben Stadtmädchen erlebt, die sich schämen.“ Und eine Vierte bestätigte: „Bei Gott, du hast recht. Ich habe noch niemanden in seinen Kleidern baden gesehen.“ Ich tat, als sei ich damit beschäftigt, Wasser über meine Haare zu schütten.

Ich hielt die Augen geschlossen, während der Seifenschaum nach und nach mein ganzes Gesicht bedeckte. Da spürte ich, wie sich

ein Körper neben mich schlich, und meine Glieder erzitterten. Als ich die Augen öffnete, sah ich neben mir den Körper einer dicken Frau mit unverhüllter Scham. Sie schob sich noch näher an mich heran, bis ihr rundes, frisch gewaschenes Gesicht mit den engstehenden Augen ganz nahe war und zischte mir ins Gesicht: „Woher?“

„Was?“, fragte ich und rückte ein Stück von ihr ab.

Sie sagte: „Der BH, Gott, wie schön, bestimmt aus dem Ausland?“

Was, um Himmels Willen, hatte mich zu dieser Herde nackter Frauen geführt, fragte ich mich. Was für eine Torheit, mich an diesem Fest der Geschmacklosigkeit zu beteiligen.

Zuhause, in meinem Land, ärgerte ich mich immer über die Leute, die Tabak kauen und ihn dann ganz ungeniert auf die Straße ausspucken. Das rief bei mir richtigen Ekel und Übelkeit hervor. Ebenso sehr störte ich mich an der Sendung *Um die Welt*. Ich wünschte mir, den Mut zu haben, die Moderatorin anzurufen und sie zu fragen, wie sie es wagen könne, unsere Gefühle durch den Anblick von Seuchen, Zerstörung und Hunger zu erregen. Jetzt hatten mich meine Schritte zu etwas mir Unbekanntem geführt, das meinen Zorn und Ärger noch mehr erregte als das Ausspucken von Tabak und der Anblick des Schreckens. Nämlich dass ich zu einem Objekt der Belustigung dieser Frauen geworden war, das sie von ihrem Baden abhielt. Sie hatten sich um mich herum niedergelassen. Eine von ihnen schälte mit ihren dicken Fingern eine Orange und bot sie mir als Unterpfand der Freundschaft an, während eine andere meine wasserfeste Uhr

bewunderte. Eine dritte kommentierte: „Importware ist immer besser, der heimische Nagellack blättert immer schnell ab.“

Ich wollte die Sache so schnell wie möglich beenden, mich retten und weglaufen, zumal die neue Braut jetzt, zum Takt der Trinkbecher, mit trauriger Stimme ein rührseliges Lied anstimmte und eine dicke Nackte begann, sich dazu zu wiegen. Ich hatte keine Kraft, das alles zu ertragen. Ich hatte noch nie an irgendwelchen Frauenfesten teilgenommen. Daher verließ ich die gesellige, der Musik frönenden Runde, als die Stimmung gerade auf dem Höhepunkt war und ging, um meine Haare zu trocknen und meinen Körper in ein Handtuch zu hüllen.

Eine der Frauen rief mit lauter Stimme: „Komm wieder.“ Und eine andere: „Wenn du das nächste Mal kommst, ziehst du dich aber ganz aus.“

Das Kind war über dem Nuckeln eingeschlafen, und die Orangen kullerten immer noch um die Tüte. Aber, wo waren meine Sachen!? Meine Handtasche, meine Kamera, mein Rock und meine Bluse!

Suchend blickte ich in alle Richtungen. Schließlich wandte ich mich fragend an die dicke Märchenfrau. Sie behauptete, von nichts zu wissen.

Ich suchte von neuem, dabei mich zwischen den Wasserhähnen und den Becken hin und her bewegend. Schließlich schrie ich so laut ich konnte:

„Man hat mich bestohlen!“

Die Nackten umringten mich, während ich mir selbst gut zuredete, nur jetzt nicht zusammenzubrechen. Eine der Frauen

schlug sich an die Brust und schrie: „Oh weh, war denn viel Geld in der Tasche?“

„Alles“, stöhnte ich, „alles“. Mein Reisepass, die Kamera und viele Dinge, die meine Identität ausmachen.“

Die Braut stieß hervor: „Oh Gott, sogar deine Kleider sind verschwunden.“

Ermutigend klopfte sie mir auf die Schulter: „Ich werde dir etwas von mir zum Anziehen geben.“

Das sich erhebende Geschrei, die allgemeine Diskussion und mein Verzweiflungsausbruch riefen die Frau auf den Plan, die wie eine Hexe aussah.

Bitter sagte ich: „Ihr seid Diebe, ihr habt mir meine Sachen gestohlen.“ Da schäumte sie wütend: „Wie? Was sollen wir gestohlen haben? Deine ...!“ „Was soll ich jetzt tun? Wie soll ich auf die Straße hinausgehen? Wie soll ich in meine Heimat zurückkehren?“, sagte ich.

Ihr Körper bebte als sie erwiderte: „Ich arbeite hier seit dreißig Jahren. Unser Geschäft hat einen guten Ruf. Reicht es nicht, dass wir euch von eurem Schmutz befreien?“

„Ich bitte dich, tu etwas! Ruf die Polizei an!“, flehte ich sie an. Dann riss ich mich zusammen und sagte entschlossen: „Ohne meine Sachen gehe ich nicht von hier weg!“

Sie beachtete mich nicht. Die Lippen kräuselnd brummte sie: „Wir kennen keinen Diebstahl.“

In meiner großen Qual weinte und flehte ich. Aber nichts hatte bei ihr Erfolg. Als ich ihr damit drohte, die Sache der Sicherheitspolizei zu melden, schien sie wie von der Tarantel

gebissen. Sie schüttelte sich, bebte, schäumte und wurde gleichsam zu einem Dämon, um mir schließlich in ihrer Hysterie eine schallende Ohrfeige zu verpassen.

Da befand ich mich nun. In den Kleidern einer Bäuerin vom Land lief ich deprimiert die vom Verfall gezeichnete Gasse entlang. Sie hatte gespuckt und mich angeschrien: „Die Fremden bringen nur Probleme.“ Dann hatte sie mich auf die Straße gesetzt.

Der Festtag

Autor
Jamal Fayiz

1

Zum ersten Mal verließ er das Haus, ohne zur Dattelpalme hinzusehen, deren Schössling sein Urgroßvater gepflanzt hatte. Die Kinder und Enkel seines Urgroßvaters hatten sie gepflegt und viele Jahre lang hatte er ihre Früchte genossen, bis sie vor einigen Jahren aufgehört hatte, Früchte zu tragen. Obwohl er zunehmend Trauer und Schmerz darüber empfand, gab er die Hoffnung nicht auf, sondern pflegte sie weiterhin und widmete ihr den größten Teil seiner Zeit. Nur diesen Abend nicht. Es blieb ihm nur wenig Zeit. Er musste noch Vieles besorgen, vor allem Obst. Noch mehr von den Granatäpfeln, die sein Sohn liebte, und Äpfel, das Lieblingsobst seiner Tochter, und Süßigkeiten, Rahasch. Den ganzen Abend verbrachte er damit, den Salon zu putzen und den Tisch vorzubereiten.

2

Gegen seine Gewohnheit stand er aus dem Bett auf und weckte seinen Diener. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück, parfümierte sich, zog neue Kleidung an und ging stolz hinaus, sich auf den Stock seines Großvaters stützend.

3

Auf dem Festgebetsplatz. Er saß auf demselben Platz, den er seit seiner Kindheit schon mit seinem Vater und seinem Großvater aufgesucht hatte. Er musterte die Gesichter der Kommenden und die Gesichter derjenigen, die rechts und links von ihm saßen. Die Sitzenden begrüßten ihn, und andere fragten ihn nach dem

Geheimnis des Kummers, der auf seinem Gesicht lag. Der Platz füllte sich mit Betenden. Die Menge erhob sich zum Gebet. Er tat es den anderen gleich. Der Imam begann mit seiner Festpredigt, während der er weiterhin von Zeit zu Zeit in die Gesichter der Sitzenden schaute, um vielleicht seine Leute zu finden.

Die Leute begannen, den Gebetsplatz zu verlassen. Er jedoch blieb auf seinem Platz, starrte in Gesichter. Der Wunsch zu heulen überkam ihn, während er diejenigen, die vor ihm vorbeigingen, ins Auge fasste, bis er sie sah und sie ihn. Seine Augen waren nass von Tränen. Er ging auf sie zu, aber sie gingen weiter, weg von der Moschee, sich miteinander unterhaltend.

4

Er kehrte nach Hause zurück. Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er legte sein Ohr an den Stamm der Dattelpalme, schlug mit der Faust dagegen. Ihn schauderte. Empfindungen überkamen ihn, die seine Traurigkeit schwächer werden ließen. Er schlug ein zweites, drittes und viertes Mal dagegen. Seine Vermutung, dass der Stamm hohl war, war richtig gewesen. „Uns genügt Allah. Er ist unser bester Garant“, stammelte er.

5

Er allein am Tisch. Planlos schneidet er mit zittrigen Händen Granatäpfel und Äpfel auf. Mit einer heftigen Bewegung pflanzt er das Messer in die Süßigkeiten und das Rahasch. Sein Diener kommt herein. Er wischt sich eine Träne weg, die auf seiner

Wange glänzt. Sein Diener räuspert sich: „Mein Herr, ich fühle mich müde. Mein Herr, ich würde gern schlafen gehen. Oder soll ich Ihretwegen hierbleiben?“ Er antwortet nicht. Eine ganze Weile betrachtet er den Tisch, bevor er ihn zu sich heranwinkt. Er nimmt ihm gegenüber Platz, und er teilt mit ihm sein Mahl.

Doha – Februar 1998

Das war niemals sie

Autor

Mohammed Hasan Al Kuwari

Unverschleiert und in züchtiger Kleidung, mit kurzem Haar und ihrem müden Gesicht, hinter dem sich viele Gesichter verbargen, saß sie, die Hände auf die Oberschenkel gelegt, vor ihm in dem schmalen Ermittlungszimmer auf einem halbrunden Holzstuhl und blickte mit scharfen Augen auf den freien Stuhl, der vor ihr stand, als ob sie eine Person dort sitzen sehen würde. Er nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette und blies ihr den Rauch ins Gesicht. Sie kümmerte sich nicht um die Rauchwolke, die sich auf ihr Gesicht legte, und machte auch keine Handbewegung, um sie zu vertreiben. Langsam stieg der Rauch zur Zimmerdecke hinauf, aber nur wenig davon entwich durch das kleine Deckenfenster.

Er stand von seinem Platz auf und fragte sie:

„Warum haben Sie Ihren Mann getötet?“

„Ich habe ihn nicht getötet.“

„Alle Indizien deuten darauf hin, dass Sie die Mörderin sind. Er hat Sie geschlagen, öffentlich beschimpft und kein Geld für Sie ausgegeben. Er hat Ihnen Ihren ganzen Besitz weggenommen und Ihren gesamten Schmuck verkauft. Er war arbeitslos, hat Ihnen nicht erlaubt, Ihre Familie zu besuchen, und Sie niemals ins Krankenhaus gebracht.“

„Ja, all das hat er getan, trotzdem habe ich ihn nicht getötet.“

„Hatte er den Tod verdient? Haben Sie sich gewünscht, dass er stirbt?“

„Ja, er hatte den Tod verdient, aber ich habe ihn nicht dazu getrieben.“ Er stand auf und ging ein paar Schritte. Schließlich wandte er ihr den Rücken zu und begann, sich in ein Portrait zu

vertiefen, das an der Wand hing und seinen Blick erwiderte. Er blies den Rauch seiner Zigarette neben das Bild und wandte sich zu ihr um.

„Ich an Ihrer Stelle hätte ihn schon längst getötet, um ihn loszuwerden. Wie haben Sie es nur so lange mit ihm ausgehalten?“

„Es blieb mir nichts anderes übrig. Ich bin nur eine arme Frau. Gegen die Gewalt der Männer komme ich nicht an.“

„Wer hatte dann also ein Interesse daran, ihn zu töten?“

„Ich weiß nicht. Er hatte viele Feinde.“

„Wo verkehrte er in letzter Zeit?“

„Ich weiß nicht. Ich habe ihn in letzter Zeit nur selten gesehen. Er hat nächtelang nicht zu Hause geschlafen.“

Er trat näher an sie heran und begann, ihre Wangen genau zu betrachten.

„Was sind das für blaue Flecken in Ihrem Gesicht?! Hat er das gemacht? Er ist doch schon seit zwei Monaten weg!“

„Der Körper einer Frau ist nicht wie der Körper eines Mannes. Wenn sie geschlagen wird, dauert es länger, bis die Spuren wieder von ihrem Körper verschwinden.“

Er schenkte ihren Worten keine Beachtung, sondern änderte seine Taktik, vielleicht fand er ja einen anderen Zugang.

„Verzeiht eine Frau einem Mann nicht, wenn er sie geschlagen hat?“

„Ihm verzeihen? Vielleicht schon, aber sie vergisst es nicht.“

„Und Sie, haben Sie nicht vergessen, was er Ihnen angetan hat?“

„Ich vergesse nicht und verzeihe nicht, und ich töte auch nicht.“

Sie rieb sich die Nasenspitze zweimal mit dem Zeigefinger und fragte ihn schüchtern: „Schlagen Sie Ihre Frau?“

Mit stumpfem Gesicht blickte er sie an und trank von seinem schwarzen Tee: „Wer schlägt heutzutage seine Frau nicht?“

„Setzen Sie sich dann zu ihr, nachdem Sie sie geschlagen haben?“

„Nein, ich ertrage Ihren Anblick nicht, mit ihrem Gesicht voll blauer Flecken.“

Missbilligend schüttelte sie den Kopf: „Seltsam, wo Sie doch derjenige sind, der ihr die blauen Flecken verpasst hat. Küssen Sie sie hinterher?“

„Wenn die Notwendigkeit es verlangt.“

„Die Notwendigkeit oder der Trieb?“

„Der Trieb ist eine Notwendigkeit.“

Er zog eine Zigarette bis zur Hälfte aus der Schachtel und hielt sie ihr hin. Ablehnend hob sie die Hand. Er steckte sich die Zigarette selbst in den Mund, ohne sie anzuzünden, und fragte sie: „Haben Sie von Frauen gehört, die getötet, gestohlen und Banden angeführt haben?“

„Ja, davon habe ich gehört, aber zu denen gehöre ich nicht.“

„Haben Sie von Frauen gehört, die Männer aus Hass getötet haben?“

„Ja, ich habe von Frauen gehört, die solche Männer, die sie nicht geliebt haben, getötet haben.“

„Und Sie, zu welcher Sorte gehören Sie?“

„Weder zur einen noch zur anderen. Ich gehöre nicht zur Spezies der Mörderinnen.“

Er umkreiste sie mit hinter dem Rücken verschränkten Händen.

„Warum haben Sie Ihren Beruf aufgegeben?“

„Er hat mich dazu gezwungen, ihn aufzugeben.“

„Warum?“

„Damit ich ihn bediene und nur für ihn da bin.“

„War Ihr Mann streng religiös?“

„Nein, er war Alkoholiker und drogenabhängig.“

Er stürzte den kalten schwarzen Tee hinunter, während er ratlos und verzweifelt die Blätter vor sich hin und her wendete. Kapitulierend hob er die Hand: „Obwohl die Indizien darauf hindeuten, dass Sie die Mörderin sind, bleibt mir nichts anderes übrig, als Sie gehen zu lassen. Ich habe keinen stichhaltigen Beweis gegen Sie.“

Sie erhob sich. Stramm stand sie da, zog ihr Kleid zurecht und fragte ihn mit einem Gesicht bar jeden Ausdrucks: „Wünschen Sie mich noch einmal zu sehen?“ Das kam so überraschend für ihn, dass er ihr keine Antwort gab.

Beim Hinausgehen hielt er sie noch einmal zurück: „Werden Sie wieder heiraten?“

„Verzichten die Männer denn auf die Frauen?“

„Ich glaube nicht.“

„Deshalb heiraten wir sie.“

Er lachte laut und schallend auf. „Wer nimmt denn eine Frau, die beschuldigt wird, ihren Mann getötet zu haben?“

„Viele, als erster Ihr Leibwächter Abdul Tawab“, sagte sie stolz und spöttisch.

Mit gerunzelter Stirn läutete er, ohne die Hand zu heben, nach dem Gerichtsdienner.

„Abdul Tawab? Wie haben Sie es geschafft, dass er Ihnen ins Netz gegangen ist?“, fragte er sie ungehalten.

Scharf erwiderte sie: „Ich bin Witwe, kein schwarzes Ungeziefer. Erst hatte er Mitleid mit mir, und jetzt habe ich Mitleid mit ihm.“ Abdul Tawab trat ein, bereitstehend für eine Situation, auf die er gut vorbereitet war.

Mit dem Finger auf sie als Mordverdächtige zeigend, schrie der Ermittlungsrichter: „Werden Sie diese Frau heiraten, Abdul Tawab?“

„Wenn Sie es mir erlauben, mein Herr.“

„Wissen Sie, dass ihr Mann getötet wurde?“

„Ja, mein Herr. Ich war der erste, der davon erfahren hat.“

„Und dass sie beschuldigt wird, ihn getötet zu haben?“

„Der Angeklagte ist unschuldig, bis seine Schuld erwiesen ist.“

„Fürchten Sie nicht um Ihr Leben, Abdul Tawab?“

„Ein Mann fürchtet sich nicht vor Frauen“, mein Herr. „Das sind doch Ihre eigenen Worte.“

„Wann werden Sie sie heiraten?“, fragt er schließlich resignierend.

„Wenn ihre Wartezeit bis zu einer Wiederverheiratung vorbei ist. In zwei Monaten und zehn Tagen.“

Der Ermittlungsrichter erlaubte ihr zu gehen. Sie ging hinaus, gefolgt von allen anderen.

Drei Monate später saß sie auf dem halbrunden Holzstuhl, unverschleiert, in züchtiger Kleidung und mit kurzem Haar. In ihren Augen zeigte sich keine Angst. Sie hatte ein Bein über das andere gelegt und blickte den Ermittlungsrichter an. Er zog an seiner Zigarette, blies den Rauch fern von ihrem Gesicht aus,

ergriff einen Stift und begann, damit auf ein weißes Blatt zu kritzeln.

„Wer hat Ihren Mann Abdul Tawab umgebracht?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wir haben ihn ermordet in Ihrem Haus gefunden, Frau“, sagte er mit unterdrücktem Zorn.

„Ich habe ihn nicht umgebracht“, erwiderte sie gefasst. Er begann, sie zu umkreisen.

„Wie hat er Sie behandelt?“

„Wie eine Gefangene. Er beherrschte nur diesen Beruf.“

„Und wie haben Sie ihn behandelt?“

„Ich war um sein Wohlbefinden bemüht.“

Sich am Kopf kratzend, schaute er sie verzweifelt an. „Seltsam, auch diesmal habe ich keinen Beweis gegen Sie. Ich erkläre Sie für unschuldig. Sie können gehen.“ Sie stand auf, richtete ihr Kleid und ging ruhig hinaus. Sie war einige Schritte gegangen, als er sie an der Tür des Zimmers zurückhielt. Ohne sich nach ihm umzudrehen, blieb sie stehen. Er machte ein paar Schritte, bis er mit ihr gleichauf war, trat vor sie hin und brachte sein Gesicht nahe an das ihre. Nachdem er seine Gesichtsmuskeln zur Ruhe gebracht hatte, meinte er: „Ehrlich gesagt, langsam gefallen Sie mir. Ich habe Mitleid mit Ihnen. Ich möchte Sie wiedersehen.“

Sie legte die Hände, zu beiden Seiten des Gesichts, an ihr kurzes Haar und ein seltsames Lächeln trat auf ihr Gesicht, dieses müde Gesicht, hinter dem sich viele Gesichter verbargen.

Mit meinem Vater

Autorin

Schama Al Kuwari

Nach der Krebserkrankung, einige Tage vor dem Unfall
Die Liebe und die Trennung sind Freunde, wir lieben uns und
trennen uns,
doch auch, wenn wir uns getrennt haben, lieben wir noch.
Das ist unser Schicksal.

Verstorbene kann man nicht zurückholen, aber es ist möglich,
sie nicht zu vergessen.

Jeder besingt den Namen seines Geliebten, ich sehne mich nach
meinem Geliebten.

Ich fühle das schmerzliche Verlangen, seine Hände und Füße
zu küssen und sein Gesicht an meine sich verzehrende Brust zu
drücken.

Manchmal habe ich das Gefühl, infolge des Fiebers der Sehnsucht
ohnmächtig zu sein!

Das Fieber hielt lange an, und auch die Sehnsucht dauerte an
und verstärkte sich, bis ihre Pein mich um meinen Verstand
brachte. Ich dachte nur an meinen Geliebten. Ich dachte nur an
ihn: Meinen Vater.

Der schwerste Abschied ist der Abschied von einem Menschen,
mit dem wir unser ganzes Leben lang zusammengelebt haben.
Ich sage nicht, mit dem wir jahrelang oder jahrzehntelang
zusammengelebt haben. Ich war es gewohnt, jeden Tag seine
zärtliche Stimme zu hören und sein froh stimmendes Reden. In

meiner Kindheit war sein Schoß mein Lieblingsplatz.

Ich beobachtete, was die Zeit mit ihm machte, wie sich seine Gesichtszüge veränderten und Falten sein gütiges Gesicht eroberten, das an Ausstrahlung und Schönheit gewann; was sie mit der Farbe seines Haars machte, das in seiner Jugend dicht und weich gewesen war. Später erlebte ich die Auswirkungen der Krankheit, die mitleidlos mit ihm war, als ihm alle Haare ausgingen und er die weiße Mütze mit dem feinen Lochmuster fast nie mehr abnahm.

Wie schwer ist doch der Abschied. Nach ihm fressen wir unseren Kummer in uns hinein. Er zermalmt unsere Knochen ebenso wie unser Gedächtnis.

Er war meine ganze Welt, so wie ich seine ganze Welt war. Mein teurer Vater lernte meine Mutter, die aus dem Libanon stammte, 1968 während seines Studiums in England kennen. Es war eine stürmische Liebe. Sie dauerte nur zehn Jahre, und ich war ihre einzige Frucht.

Ich liebte das Schwarzweißfoto, auf dem sie beide am Ufer der Themse zu sehen waren. Mein Vater in seinem eleganten Anzug und meine Mutter in einem weiten kurzen Kleid, weiß mit schwarzen Punkten, und ihrem üppigen, nach hinten frisiertem Haar. Sie sah sehr apart aus.

Wie oft erwischte ich meinen Vater dabei, wie er dieses Bild betrachtete, um es dann wieder in einem alten Heft zu verstecken. Er erzählte mir, dass er dieses Heft seit seiner Studienzeit in Oxford aufbewahre. Er bewahre es auf, weil liebe Erinnerungen

für ihn damit verbunden seien. Dieses Heft sei der Grund dafür gewesen, dass er meine Mutter kennengelernt habe. Sie hatte einige Vorlesungen versäumt. Der Prüfungstermin rückte näher und niemand außer meinem Vater wollte mit ihr lernen. Dies war der Beginn ihrer Liebe, und sie dauerte an, bis sie durch die Heirat gekrönt wurde.

Ich wusste, dass er sie leidenschaftlich liebte. Wie oft hatte er mich, nachdem er die Nachrichten über den Bürgerkrieg im Libanon und die israelischen Angriffe auf den Südlibanon angeschaut hatte, mit besorgter Stimme aufgefordert: „Mona, ruf deine Mutter an. Wir wollen ihre Stimme hören und uns davon überzeugen, dass es ihr gut geht.“

Auch sie liebte ihn, wenn ich auch nicht zu sagen wage, dass sie ihn leidenschaftlich liebte. Meine Mutter beherrscht die Kunst der leidenschaftlichen Liebe nicht. Sie ist stattdessen eine Künstlerin der aufrichtigen Liebe und Zuneigung. Ich erfuhr, dass sie sich in unserer Heimat nicht hatte akklimatisieren können. Sie hatte daher beschlossen, das Land zu verlassen und gegen ihre Freiheit auf das Sorgerecht für mich zu verzichten.

Mein Vater war gebrochen und traurig. Wie oft hatte er all ihre Bitten erfüllt.

Sie beendeten ihr Studium und bekamen mich, dort, versteht sich. Er fügte sich ihrem Wunsch, nur ein Kind zu haben, damit sie sich ganz ihrem Studium widmen konnte.

Weil sie das feuchte Klima und die Sommerhitze in unserem Land nicht vertrug, verbrachten sie ihren Sommerurlaub in der zauberhaften Landschaft der Berge des Libanon, die Zeugen meiner Kindheit und frühe Jugend gewesen waren. Gemeinsam beendeten sie dann ihr höheres Studium, und nach zehn Studienjahren in England sagte mein Vater entschlossen zu ihr: „Ich muss in meine Heimat zurückkehren. Ich habe hier kein Leben. Meine Heimat ist mein Leben, und mein Leben ist dort in meiner Heimat.“

Sie trennten sich ruhig. Beide bewahrten sich ihr Gefühl der Zuneigung und des Respekts für den anderen. Weder ihn noch sie hörte ich jemals etwas Schlechtes über den anderen sagen.

Ich war glücklich mit ihnen, mit ihrer Liebe zu mir und ihrer Zärtlichkeit. Mein Vater hing an mir, und meine Mutter vernachlässigte und vergaß mich nie.

Ich war zehn, als sie sich inmitten der lärmenden Menge der ankommenden und abfliegenden Reisenden im Flughafen Heathrow von mir verabschiedete. Bevor sie ging, umarmte sie mich, wobei sie mit entschlossener Stimme versuchte, mich zu beruhigen: „Er ist ein wunderbarer Mensch. Du kannst von Glück reden, dass er dein Vater ist.“

Ich erwiderte ihre Umarmung mit Hysterie. Ich flehte sie an, mich nicht zu verlassen. Mit zuversichtlicher Stimme sagte sie:

„Wenn ich nicht wüsste, dass es dir gut gehen wird, hätte ich nicht auf das Sorgerecht für dich verzichtet.“ Bevor sie sich entfernte, strich sie mir noch über mein kastanienfarbenes Haar, schaute mir in meine honigfarbenen Augen, die ich von ihr geerbt habe und meinte: „Es wird dir gut gehen. Du hast es bei ihm besser. Glaub mir.“

Mein kindlicher Verstand lehnte ihre Beteuerungen ab. Ich schrie und brach in Tränen aus, während sie in der Menge verschwand, ohne noch einmal zurückzukehren, um mich zu beruhigen, während er mich zärtlich an sich drückte, mir über das Haar strich und sagte: „Du bist alles für mich, mein liebes Kind.“

Bei dieser Reise im Jahr 1979, vom Flughafen Heathrow zum Flughafen von Doha, sah ich viele Tränen in seinen Augen. Ich fragte ihn nicht danach. Ich war der Meinung, dass das Fließen seiner Tränen eine unvermeidliche Sache sei, dass es Teil des ganzen Geschehens sei, eine Begleiterscheinung der Reise, wo doch auch ich den ganzen Flug über weinte.

Mit der Zeit hielt ich die teuren Tränen, die er jedes Mal vergoss, wenn er im Salon unseres Hauses, in dem wir zusammen lebten, das Foto betrachtete oder das alte Heft in die Hand nahm, nicht mehr für normal.

Er betrachtete die Fotos, um sich damit liebe Erinnerungen ins Gedächtnis zu rufen. Dann gab er sich seinen Gedanken hin.

Wenn er sich meiner Blicke bewusst wurde, die nach dem Geheimnis seiner Tränen fragten, sagte er in beiläufigem Ton: „Es liegt Staub in der Luft. Er ist mir in die Augen gekommen.“ Ich wusste, dass es in unserem Haus, das ruhig inmitten des Viertels Medinat Khalifa, in der Nähe der Omar-Ibn-al-Khattab-Moschee, lag, keinen Staub gab. Ich zog es aber vor, zu schweigen und die Sache nicht weiter zu verfolgen.

Mein Vater hatte ein empfindsames musikalisches Gehör und eine schöne sanfte Stimme. Er liebte Lieder die von Umm Kulthum und Fairuz. Am häufigsten hörte er ‚Du bist mein Leben‘ und ‚Ich schreibe deinen Namen, Geliebter‘. Das Lied ‚Ade, du letzte Nacht, die uns vereint hat, ade, du liebster Mensch, der von uns geht. Möge Gott mich den Abschied ertragen lassen. Nach ihm ist mein Leben sinnlos‘, sang er dagegen immer dann, wenn er seine alten Papiere durchblättert. Als ob er sich von seiner Liebe noch nicht verabschiedet hätte. Als ich vierzehn Jahre und zwei Monate alt war, sagte mein Vater wie beiläufig zu mir: „Du bist jetzt groß, Mona, du kannst jetzt die lieben Sachen aufbewahren.“ Ich nickte zustimmend mit dem Kopf, obwohl ich nicht verstand, was er damit meinte. Er fuhr fort: „Deine Mutter hat vor zwei Wochen geheiratet. Ich habe jetzt nicht mehr das Recht, ihre Fotos aufzubewahren, noch nicht einmal meine Erinnerungen an sie.“

Er lächelte zärtlich, wobei er mir tief in die Augen schaute, und fügte hinzu: „Jetzt ist alles an dich übergegangen.“

Um die Stimmung aufzuheitern, fuhr er in gewollt fröhlichem Ton fort: „Mit vollem Besitzrecht bewahrst du jetzt, für uns beide, unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart und unsere Zukunft auf. Was sie und mich angeht, so sind wir miteinander fertig. Wir besitzen nur noch die Vergangenheit, nichts als die Vergangenheit.“

Meine Großmutter drang auf ihn ein, wieder zu heiraten. Als Kind graute mir allein schon vor der Vorstellung und der Möglichkeit ihrer Realisierung, obwohl ich keine logische Erklärung für meine Angst hatte, außer den Vorstellungen von bösen und grausamen Stiefmüttern, die von Filmen und Fernsehserien vermittelt wurden.

Mit der Zeit fand ich, dass die Bitte meiner Großmutter eigentlich ernst zu nehmend und logisch war, weswegen ich für sie Partei ergriff und mich mit aller Kraft dafür einsetzte. Schließlich war er überzeugt und einverstanden, eine geschiedene Frau, Mutter von drei Kindern, zwei Jungen und einem Mädchen, zu heiraten. Was dann zwischen ihnen geschah, entsprach allerdings nicht den Erwartungen.

Vor der Hochzeit hatten mein Vater und sie vereinbart, dass sie ihre Kinder dem Vater zurückgeben werde. Das Gesetz ist in diesem Punkt eindeutig und besagt, dass die Mutter das Sorgerecht verliert, wenn sie wieder heiratet. Zwei Tage nach der Hochzeit begann sie allerdings einen heftigen Streit mit meinem

Vater und verlangte, dass er auf mich verzichten und mich in den Libanon, in die Obhut meiner Mutter, schicken solle.

Mein Vater versuchte, sie zu überzeugen, und vernünftig und logisch mit ihr zu sprechen. Dabei erklärte er es für undenkbar, auf mich zu verzichten und mich in den Libanon zurückzuschicken, weil ich ganz einfach hierher gehöre, hierhin, wo der Ursprung und die Wurzeln meines Vaters waren. Außerdem habe meine Mutter schon auf das Sorgerecht für mich verzichtet, als ich noch ein Kind war und sie noch nicht wieder geheiratet hatte. Wie sollte sie es dann jetzt wiederbekommen, wo ich fast schon eine junge Frau geworden war.

Der Lärm ihres Streits drang zu mir und meiner Großmutter, die wir beide im großen Zimmer meiner Großmutter im Erdgeschoss saßen. Schließlich kam mein Vater ins Zimmer, und sein Schreien erfüllte den Raum. Er war geladen vor Zorn und Anspannung. Mit großer Nervosität sagte er immer wieder: „Sie ist verrückt. Ich verstehe nicht, wie ich damit einverstanden sein konnte, sie zu heiraten.“ Die Ehe endete, bevor sie noch richtig begonnen hatte. Danach sprach meine Großmutter dieses Thema nie wieder an.

Jeder gemeinsame Tag unseres Lebens war schön und etwas Besonderes. Mein Vater und ich waren beide große Verehrer von Abdul Wahab Mutawa, dem ägyptischen Schriftsteller mit dem eleganten Stil. Ich las regelmäßig die Ratgeberkolumne

‚Freitagspost‘ in der ägyptischen Zeitung Al-Ahram. Er war ein Meister darin, Lösungen für die fürchterlichen Probleme, die die Kolumne behandelte, zu finden. Wie viele Geschichten haben nicht meine Aufmerksamkeit gefesselt und wie viele seiner Lösungen dafür haben nicht meine Bewunderung für ihn noch wachsen lassen. Ich liebte die Gespräche zwischen mir und meinem Vater über die ‚Freitagspost‘, an denen sich meine Großmutter, obwohl sie Analphabetin war und trotz ihres Alters, mit treffenden Kommentaren beteiligte.

Ganz besonders bewegte mich die Geschichte von den roten Augen, die Mutawa später in einem Buch behandelte, im Rahmen einer Buchreihe, die mein Vater bei einem Verkauf anlässlich der jährlichen Buchmesse komplett für mich erstand. Die Geschichte von den roten Augen erzählte von einem Jungen, der seinen verstorbenen Vater vermisst. Er vermisst das traute Beisammensein der Familie jeden Freitagabend. Er sagte: „Das Lachen ist verschwunden. Die trauten Abende sind verschwunden. Der teure Vater ist nicht mehr da.“ Damals weinte ich, bis meine Augen rot waren.

Als mein lieber Vater an jenem Abend von der Universität heimkam, bemerkte er natürlich meine roten Augen und erkundigte sich nach dem Grund, den ich ihm dann auch nannte. Er lächelte ruhig und sagte dann, mir gegenüber im Salon sitzend, den Blick durch das offene Fenster in Richtung des Lotosbaums an der Einfriedung unseres Hauses schweifend lassend, in ernstem

Ton: „Was ist die positive Seite dieser Geschichte?“

Ich verstand nicht, was er meinte. Ich schluckte immer noch an meinen Tränen, wischte mir mit dem Handrücken die Tropfen weg, die mir aus der Nase liefen, und sagte: „Anscheinend es ist hier im Salon staubig.“

Er wandte mir den Blick zu und betrachtete mich kurz. Ruhig sagte er: „Hier gibt es keinen Staub. Der Himmel von Doha ist heute Abend klar. Geh und sag deiner Großmutter, sie soll sich für einen Spaziergang an der Corniche fertig machen.“

Mein Vater bestand darauf, den Rollstuhl meiner Großmutter selbst über das Pflaster der Corniche zu schieben. Ich ließ den Blick hin und her schweifen. Der Vollmond stand in seiner ganzen Herrlichkeit im Zenit, und sein Licht spiegelte sich auf dem klaren Meer von Doha. Ein leichter Wind blies von Süden her und strich zärtlich über die Gesichter.

Ein kleines barfüßiges Kind lief an uns vorbei. Es rannte seinem Bruder hinterher, der ihm sein Fahrrad weggenommen hatte, während die Mutter der beiden sie von hinten her zu Ruhe und Disziplin mahnte. Ein dicker Mann lief an uns vorbei, dessen Sporthemd ihm an der Brust klebte, so sehr schwitzte er. In der rechten Hand hielt er eine Dose Wasser, aus der er ein wenig trank und sich das meiste über das Gesicht schüttete.

Zum Mond hinaufdeutend fragte mein Vater spöttisch mit leiser Stimme: „Siehst du ihn?“ Entschieden erwiderte ich: „Machst du dich über mich lustig? Natürlich sehe ich ihn!“

Mein Vater lächelte liebevoll und zärtlich. Wir nahmen beide auf einer Bank in der Nähe Platz, und mein Vater brachte den Rollstuhl meiner Großmutter neben uns in Stellung. Meine Großmutter beteiligte sich an unserem Gespräch, indem sie schlaue meinte: „Du gescheites Mädchen. Verstehst du nicht, was dein Vater dir sagen will?“

Mir war nicht danach, die Rätsel meines Vaters und meiner Großmutter zu lösen. Es reichte mir schon, was ich den ganzen Tag über durchgemacht hatte. Mein Vater fragte mich, welche positive Wirkung die Geschichte auf mich gehabt habe, und ob ich in der Vollmondnacht den Mond sehen könne, und meine Großmutter warf mir vor, ich würde nicht verstehen.

Mein Vater sah mich nicht an. Stattdessen betrachtete er die Mutter, die ihren älteren Sohn tadelte, weil er seinen jüngeren Bruder nicht mitspielen ließ. „Die momentane Wirkung dieser realen Geschichte auf dich war, dass sie deine Gefühle beeinflusst hat, indem sie dich zum Weinen gebracht hat, und zwar so sehr ... so sehr ...“ Er hielt kurz inne, warf einen Blick auf meine geröteten Augen und fuhr fort: „so sehr, dass du dich selbst gequält hast. Denkst du, dass dies der Nutzen ist, den du aus dem Lesen dieser Geschichte für dich ziehst? Er wartete

einen Moment auf meine Antwort, aber natürlich antwortete ich ihm nicht, sondern beschloss naiv, mich auf den Anblick des Mondes zu konzentrieren. Vielleicht verbarg sich die Antwort ja auf seiner weißen Seite. Aber auch dort fand ich sie nicht.

Mein lieber Vater sagte: „Hast du die Antwort von Abdul Wahab Mutawa darauf nicht zu Ende gelesen? Er antwortete ihm und allen Lesern: „Füllt eure Augen mit denen, die ihr liebt. Schaut ihnen in die Augen und sagt ihnen, dass ihr sie liebt. Setzt euch zu ihnen, Stunden um Stunden. Gebt ihnen den Vorzug vor all eueren Tätigkeiten. „Werdet nicht müde, ihnen zu sagen, dass ihr sie liebt.“

Ich schluchzte. Ich wollte nicht aufhören, die Symphonie des Weinens zu spielen, aber meine Augen hatten keine Tränen mehr.

Mein Vater und meine Großmutter begannen, sich über meine Onkel und Tanten zu unterhalten, während ich weiterhin den Mond betrachtete. Ich füllte meine Augen mit ihm und sah ihn umgeben von einem Hof aus märchenhaftem Nebel. Ich war überzeugt davon, dass er eine Reflexion dessen war, was in meinen Augen war.

Die Geschichte von den roten Augen war eine harte und wichtige Lektion. Sie brachte mich dazu, meine Augen mit dem Anblick des Gesichts meines Vaters zu füllen, bis ich es bis ins letzte Detail kannte.

Der Tod meiner lieben Großmutter fünf Monate nach dieser Lektion war der Beginn eines Weges der Sorge und Angst vor der Konfrontation mit der Trennung von einem geliebten Menschen.

Lange Jahre wies ich den Gedanken einer Heirat von mir. Insbesondere nach dem Tod meiner Großmutter. Ich hatte Angst vor der Trennung von meinem Vater. Ich wollte nicht aufwachen und mich in einem Haus wiederfinden, in dem er nicht das Frühstück mit mir teilte und alle Einzelheiten des Lebens.

Erst als ich dreißig geworden war, fand ich jemanden, der mit meiner Bedingung einverstanden war, im Haus meines Vaters zu wohnen. Dieser Jemand war ein gebildeter Mann mit vielen Geschwistern. Die Idee, im Haus meines Vaters zu bleiben, kam ihm sehr entgegen. Er arbeitete auf den Ölfeldern im Meer und musste dort jeweils fast zwei Wochen lang bleiben. Es war das Beste für ihn, wenn mein Vater bei mir war. Dann musste er sich weniger Sorgen um mich machen.

Meine Hochzeit, die ich ruhig und schlicht wollte, fand in einem schönen romantischen Saal mit weißen Rosen, gedämpfter Beleuchtung und ruhiger Musik von Fairuz statt. Die Flitterwochen verbrachten mein Mann und ich in einer ländlichen Gegend in Holland, weit weg vom Lärm der Städte und der Aufgeregtheit törichter Shoppingtouren.

Meine Heirat war ein weiterer der Knotenpunkte des wunderbaren Lebens, dessen Einzelheiten ich mit meinem Vater erlebte und dessen Süße ich mit meinem Vater kostete. Ich wurde beschenkt mit einem Sohn, dem ich seinen Namen, Mubarak, gab, so wie er mich vor über dreißig Jahren nach seiner Mutter benannt hatte. Dieses eine Kind war mir nicht genug. Ich wollte nicht, dass mein Sohn ein Einzelkind ist. Ich hatte Angst vor der Zukunft. Ein Jahr später brachte ich ein wunderschönes Mädchen zur Welt. Ich nannte sie Dina nach meiner gleichzeitig weit entfernten und nahen Mutter, die mir nie aus dem Sinn gegangen war und die mich alle paar Jahre in Doha besuchte, so wie ich umgekehrt sie im Libanon.

Als mein drittes Kind, diesmal ein Junge, geboren wurde, protestierte mein Mann gegen den Namen, den ich ausgesucht hatte und meinte: „Bei unseren ersten beiden Kindern habe ich nachgegeben und dir die Wahl des Namens überlassen. Darf dieses Mal ich den Namen meines Sohnes wählen?“ Natürlich hatte ich nichts dagegen, obwohl der Name seines Vaters schwer auszusprechen war, aber reichte es denn nicht, dass er der Vater meines guten Mannes war?

Ich konnte nicht verhindern, was geschah, und es steht mir nicht an, zu versuchen, mir den Zorn Gottes zuzuziehen, indem ich darüber nachgrüble, welche grausamen Schmerzen mein Vater während der Behandlung seines bösartigen Gehirntumors durchleiden musste, um am Ende einer schweren Verletzung bei

einem Verkehrsunfall zu erliegen. Das war überaus schmerzlich.

Den Schmerz des ersten Schocks, als mein Vater begann, über starke Kopfschmerzen zu klagen, die kein Schmerzmittel linderte oder beseitigte, konnte ich verdauen. Was aber den Schock des Autounfalls betrifft, so waren die Schmerzen unermesslich.

Für gewöhnlich begleitete ich meinen Vater, der an der Universität gelehrt hatte und seit ungefähr zwei Jahren im Ruhestand war, zu einem netten Café, wo wir gemeinsam das Frühstück einnahmen und anschließend am Strand von Katara spazieren gingen. Jener Morgen aber war mit anderen Dingen ausgefüllt.

Kaum war ich dem dichten Getümmel vor dem Eingang der Schule meines inzwischen vierzehnjährigen Sohnes Mubarak entronnen, rief mich auch schon die Schulleitung an und bat mich, sofort zu kommen. Mein Sohn habe einen Streit mit einem Klassenkameraden angefangen und dürfe für den Rest des Tages nicht mehr am Unterricht teilnehmen. Ich kehrte zurück, um ihn abzuholen. Ich war wütend auf ihn. Es war nicht das erste Mal, dass so etwas vorkam. Er weigerte sich, auf mich zu hören, so wie er sich auch dagegen verwehrte, dass ich ihn vom Haupteingang der Schule abhole, obwohl er eine ausländische Privatschule besuchte. Er zog es vor, vom Fahrer abgeholt zu werden, oder wollte, dass ich das Auto weit weg parke. Lieber lief er fast eine ganze Straße, als dass einer seiner Freunde sah, dass seine Mutter das Auto fuhr.

Gegen meine Überzeugung kam ich seinem Wunsch, unter Berücksichtigung seines jungen Alters und seines unreifen Denkens, nach. Aber ich war sehr zornig auf ihn. Manchmal ärgerte ich mich auch über meinen Mann, der weiterhin, wie zu Beginn unserer Ehe, darauf bestand, zwei Wochen draußen auf dem Meer zu bleiben, um viele Zulagen zu seinem Gehalt zu kassieren.

Am Anfang hatte diese Regelung keine Auswirkungen auf unsere Ehe, und auch nicht auf meine Sorge für unsere Kinder. Mein Vater war immer in meiner Nähe. Als sie dann aber in die Pubertät kamen, wirkte es sich schon aus. Der Lebensstil änderte sich, ohne dass ich wüsste, wie es dazu gekommen ist. Ich weiß wirklich nicht, was geschehen ist. Ich schickte alle meine Kinder auf Privatschulen, aber ich kann in unserem Privatleben nichts Besonderes mehr sehen.

Schreiend vor Wut ging ich langsam auf unser Haus zu. An der Einfriedung des Hauses schrie ich meinen Sohn an, als ich mich drehte und meinen Vater ruhig im Garten sitzen sah. Er bedeutete mir, mich zu beruhigen und zu ihm zu kommen. Sofort kam ich seinem Wunsch nach und beschleunigte meine Schritte zu ihm hin. Fast wäre ich auf mein Gesicht gefallen, als ich vor ihm auf die Knie fiel, um ihn mit leidender Stimme sagen zu hören: „Bring mich ins Krankenhaus, meine Tochter. Mein Kopf zerspringt vor Schmerzen.“

Die Kopfschmerzen brachten den Kopf meines Vaters zum Zerspringen! Ich hätte mich für meinen Vater und seinen Kopf geopfert. Wenn sie mich nur zum Zerspringen gebracht hätten und mein Vater nicht einmal von einer Nadel gestochen worden wäre.

Ich antwortete ihm nur mit einem Nicken. Mein Sohn, den ich vor Sekunden noch angeschrien hatte, half mir, meinem Vater beim Einsteigen ins Auto zu helfen. Anschließend setzte er sich zu ihm auf die Rückbank und legte seinen Kopf an seine Brust. Ich lenkte das Auto wie im Traum, den unfassbaren Verkehr vermeidend, der sich auf unseren Straßen bewegt. Trotz der kurzen Strecke fuhr ich in zahlreiche Seitenstraßen, um möglichst schnell zur Pforte der Notfallambulanz des Hamad-Krankenhauses zu kommen.

Ich sah meinen Sohn Mubarak weinen. Er sagte mir, dass mein Vater ihm nicht antwortete. Beim Aussteigen fiel mir der Autoschlüssel aus der Hand. Ich fühlte ein starkes Schwindelgefühl, das mich fast zu Boden hätte stürzen lassen, und meine Augen suchten nach meinem Vater, der aussah, als ob er in den Armen meines Sohnes schlief. Aber das war nicht der Fall!

Beim Pförtner schrie ich, deutete auf meinen Vater und sagte: „Ein Notfall.“ Es dauerte nicht lange, da kamen mehrere Sanitäter,

die ihn auf einer Trage ins Krankenhaus trugen. Keuchend folgte ich ihnen mit schnellen Schritten.

Mein Vater kam für drei Tage auf die Intensivstation. Es waren die schwersten Tage meines Lebens. Mein Mann war damals an meiner Seite, und meine Mutter rief mich mehr als einmal an.

Mein Vater verließ die Intensivstation nicht geheilt. Der Arzt informierte mich – hätte er es nur nicht getan – dass er an einem bösartigen Gehirntumor leide und es zu spät für eine Behandlung sei. Der Tumor sei im Endstadium!

Ich wollte ihn anschreien und ihm Versagen vorwerfen, im vorhalten, dass die Medizin von nichts Ahnung habe. Aber mein Mann und meine Kinder griffen ein, und meine Tochter legte ihren Arm um mich und zog mich weg.

Als mein Vater aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte, sah er meine geröteten Augen und flüsterte: „Sie haben es dir also gesagt?“ Achtlos wischte ich mir über die Augen, zog den Schal um meine Schultern fester und sagte traurig: „Du hast es gewusst?“

Er antwortete nicht. Er streckte die Hand nach mir aus, andeutend, ich solle ihm dabei helfen sich aufzurichten und seinen Rücken gegen das Bett zu lehnen. Zufrieden sagte er: „Alles hat einmal ein Ende. Seit einem Jahr bin ich im Amal-Krankenhaus in

Behandlung, ohne Erfolg. Ich habe es gewusst.“

Ich schluchzte. Er aber strich mir über den Kopf und sagte ruhig: „Was hast du, meine Liebe? Wo ist deine Gelassenheit und deine Klugheit?“ Ich legte meine Hände zwischen seine und küsste seine Handrücken immer und immer wieder, während er mehrmals sagte: „Gott habe Wohlgefallen an dir, meine Tochter. Ich bin zufrieden mit dir.“

Mein Schluchzen unterdrückend sagte ich: „Weißt du, dass du bewusstlos warst?“ Er lächelte, ließ mich am Bettrand Platz nehmen, zog die Bettdecke über mich und fragte gleichgültig: „Weswegen?“ Ich rückte näher an ihn heran, begrub meinen Kopf an seiner Brust, fühlte sein Atmen mit meiner Hand und sagte: „Dein Blutdruck war stark gesunken. Das war der Grund für deine Ohnmacht. Aber, Gott sei Dank, bist du wieder aufgewacht.“ Mit Zufriedenheit und aus tiefer Gläubigkeit wiederholte er: „Dank sei Gott, immer und ewig.“ Mich beobachtend, als ich mich auf dem Stuhl ihm gegenüber gerade hinsetzte, fuhr er fort: „Dank sei Gott. Das ist das Beste, was du bisher gesagt hast.“ Ich beruhigte mich.

Mein Vater verstand es, das Thema zu wechseln. Er sprach mit mir über meine drei heranwachsenden Kinder und meinte, dass das, was sie gerade durchmachten, in ihrem Alter ganz normal sei. Ich stimmte ihm zu, meinte allerdings: „Ich war aber nicht so zu dir, wie sie jetzt zu mir.“ Er lächelte, wobei er

durch das obere Fenster nach draußen schaute, die Stadt Doha überblickend, in der bei Tag und Nacht der Verkehrslärm tost, und sagte ernst: „Ihre Zeit ist nicht deine Zeit, und deine Zeit war anders als meine Zeit. Dasselbe gilt für mich und meine Mutter.“ Er schwieg ein Weilchen. Dann fuhr er in ruhigem Ton fort: „Schau auf die Straße. Kannst du dich erinnern, dass unsere Straßen in den letzten zehn Jahren jemals so überfüllt gewesen wären? Bestimmt nicht. Die Zeiten haben sich geändert, und wir müssen uns anpassen und damit leben.“

Ich saß neben meinem Vater im Krankenwagen, als er ins Amal-Krankenhaus gebracht wurde. Der Name des Krankenhauses bedeutet Hoffnung, also das Gegenteil von Verzweiflung. Ich aber war dort leer von Hoffnung, im Gegensatz zu meinem Vater, der wegen seiner quälenden Schmerzen behandelt wurde, die nur nachließen, wenn er hohe Dosen starker Beruhigungsmittel nahm.

Solange ich bei ihm war, sah ich ihn an, schaute in seine matten Augen und suchte in seinen schönen Gesichtszügen nach allem, nach ihm, in meinem Inneren.

„Ich sterbe, ohne Zweifel, ich sterbe“, sagte er letzten Montagabend zu mir. Meine Tränen strömten und wischten meine Träume und meine Welt weg. Tröstet mich! Wie sollte ich nicht weinen, wo doch der liebste Mensch Abschied von mir nahm!

Im schmerzhaften Moment des Abschieds sagte er: „Ich sterbe, ohne Zweifel, ich sterbe.“ Ich zeigte keine emotionale Reaktion. Tatsächlich war ich bis zum Bersten voll mit emotionaler Fracht. Das wusste ich, aber ich war feige. Meine Liebe zu ihm machte mich zu einer feigen Person, unfähig mich den Realitäten des Lebens zu stellen.

Er sagte zu mir: Ich sterbe, und die Sterbenden kehren nicht zurück. Ich werde dir keinen Besitz oder andere Banalitäten der Welt anvertrauen. Ich habe dich gut versichert. Ich habe dich versichert, als ich dich gelehrt habe zu beten, das Kopftuch und züchtige Kleidung zu tragen, andere zu respektieren und dich an Werte zu halten.“

Ich nickte kraftlos. Leise und mit schwacher Stimme fuhr er fort: „Ich beauftrage dich auch nicht damit, etwas für mich zu tun, obwohl ich weiß, dass du eine rechtschaffene Tochter bist. Du weißt, dass ich mir mein Jenseits schon selbst gebaut habe. Ich habe eine Moschee und eine Schule gebaut, Brunnen gegraben und noch anderes getan. Ich hinterlasse diese Dinge, um vor Gott für mich zu sprechen.“

Mit einem Kopfnicken gab ich ihm recht. Ich war nicht mehr fähig zu sprechen. Er streckte mir seine Hand entgegen und sagte gütig: „Gib mir deine Hand, damit sie meine Hand drückt.“

Für eine Minute oder auch etwas mehr sagte er nichts. Tränen traten ihm in die Augen und liefen über sein bleiches Gesicht. Dann sagte er mit zärtlicher Stimme, wobei er sich die Tränen abwischte: „Meine Liebe, das sind meine Tränen. Es ist nicht staubig im Zimmer. Ich weine, weil ich mich nach dir sehnen werde, obwohl ich dich, dank der Macht und Kraft Gottes, nach einem langen Leben, im Jenseits, im höchsten Paradies, wiedersehen werde.“

Er lächelte ein süßes zufriedenes Lächeln. Seinen Tränen mutig ihren Lauf lassend sagte er: „Was mich gefasst macht, meine Liebe, ist, dass ich schon bald Gott treffen werde, nachdem ich mich lange danach gesehnt habe, ihn zu sehen.“

„Die Liebe, was ist die Liebe? Das bin ich und mein Vater.“ Ich habe ihn geliebt. Ich habe meinen Vater geliebt, und er hat mich geliebt. Beide haben wir Gott geliebt und, wie ich hoffe, hat Gott auch uns immer geliebt.

Die Liebe und die Trennung sind Freunde, wir lieben uns und trennen uns, doch auch, wenn wir uns getrennt haben, lieben wir noch. Das ist unser Schicksal.

Die Trennung hat viele Gesichter. Das Gesicht der Ferne, das Gesicht der Sehnsucht, das Gesicht des Schmerzes, das Gesicht der Trauer und noch viele andere. Und sie hat unsichtbare Dimensionen, deren Ausmaße nur demjenigen bekannt sind, der

ihre Bitterkeit erlebt hat.

In der letzten Nacht, die ich wachend an seinem Bett verbracht habe, umarmte er mich mit seinen zärtlichen Armen und sagte mit schwacher Stimme, voller Wärme: „Meine teure Rose, Mona, ich liebe dich.“

Er war müde, sein Gesicht war fahl und sein Blick umwölkt. Ich nahm sein liebes Gesicht zwischen meine Hände und drückte einen Kuss auf seinen Kopf, seine Stirn und seine Wangen. Dann sagte ich zu ihm: „Ich liebe dich auch, du liebster aller Menschen.“

In dieser letzten Nacht, in der er sich von mir verabschiedete, indem er seine große väterliche Liebe zum Ausdruck brachte, bat er mich, nach Hause zu gehen, um daheim zu schlafen und am frühen Morgen wiederzukommen. Aus einem unbekanntem Grund willigte ich ein.

Es war der schwerste Tag meines Lebens, der Tag, an dem mein Vater vor meinen Augen starb.

Durch das Geräusch des Weckers schreckte ich aus dem Schlaf auf. Nein, das war nicht der Wecker. Es war das Klingeln meines Mobiltelefons. Erschrocken fuhr ich hoch und nahm es vom Tisch neben meinem Kopf. Mein Vater, mein Vater. War mein Vater gestorben?

Der Anruf betraf tatsächlich meinen Vater. Man bat mich aber, zur Unfallabteilung zu kommen. Mein Vater war, chauffiert vom Fahrer, auf dem Weg zur Schule meines Sohnes gewesen. Bei einem Verkehrsunfall, bei dem der Fahrer gestorben war, hatte er schwere Verletzungen erlitten.

Ich fuhr mit verrückter Geschwindigkeit. Mein schwerkranker Vater hatte das Krankenhaus verlassen, um in der Schule meines pubertierenden Sohnes, der ständig Schwierigkeiten machte, ein Problem zu lösen. Ich will meinem Sohn keine Vorwürfe machen, oder Mitleid neben dem Mitleid meines Vaters mit mir. Ich wollte lediglich wissen, dass es meinem Vater gut ging.

Als ich bei der Unfallabteilung ankam, ohne zu wissen, wie ich überhaupt hingekommen war, standen viele Ärzte um ihn herum. Ich hörte einen von ihnen sagen: „Es hat keinen Zweck, ihn in den Operationssaal zu bringen. Er ist schwer verletzt und sein Zustand kritisch. Er hat Krebs im Endstadium. Warum hat er das Amal-Krankenhaus verlassen, und wie hat er es verlassen?“

Ich ging zu ihm hin. Ich drückte seine Hände an mich und küsste ihn auf den Kopf. Er verabschiedete sich von mir mit einem Blick aus seinen liebevollen Augen und einem schwachen Händedruck. Ich näherte mein Ohr seinem Mund. Immer wieder sagte er das Glaubensbekenntnis auf. Ich freute mich seinetwegen und weinte seinetwegen.

Der Liebe, Teure hat mich verlassen. Der liebste Mensch hat

mich verlassen. Der teuerste Mensch hat mich verlassen.

Vor vielen Jahren hatte ich mir die Augen rot geweint aus Teilnahme am Schmerz eines mir unbekanntem Menschen, der über die Trennung von seinem Vater weinte. Wie erst nun, da mein Vater mich verlassen hatte.

Der Abschied ist die Bitterkeit des Lebens und die schwerste seiner Lektionen. Die Begegnung ist Teil des Abschieds.

Der Abschied ist ein Magnet für die Gefühle der Verzweiflung, der Frustration und des Verdrusses.

Seltsam ist dieses Leben. Es bringt uns mit den liebsten und teuersten Menschen zusammen, um sie uns ohne Vorwarnung wieder wegzunehmen!

Ich hasse den Abschied. Ich verabscheue seinen Schmerz und seine Niederlagen.

Der Abschied ist schmerzhaft, und am schmerzhaftesten ist es, dass manche von uns die Gefühle des Abschiedsschmerzes nicht würdigen, ja sie mit Empörung oder als Leugnung des Schicksals betrachten. Wer sind sie, dass sie über die Gefühle der Menschen urteilen, und was wissen sie schon vom Schicksal?

Was wäre, wenn es keinen Abschied gäbe? Hätte der Schmerz dann immer noch eine Identität oder Wiederkehr? Stets erwache ich mit derselben Frage. Aber niemals komme ich zur selben Antwort!

Schäm dich

Autor

Muhsin Al-Hajiri

„Schäm dich“, ganz leise sagt sie es, wenn er sie um Mitternacht aus dem tiefsten Schlaf reißt, um ihr in einer Viertel- oder halben Stunde seine Männlichkeit zu beweisen, woraufhin er ihr seinen Rücken zukehrt und sofort tief einschläft. Der Anfang ist bekannt, das Ende nicht. Er kann jederzeit aufwachen, deshalb muss sie das Bad aufs Beste für ihn vorbereiten.

„Schäm dich“, ganz leise sagt sie es, wenn sie zusammen vor dem Fernseher sitzen, seine Augen von einer Frau zur anderen wandern, nach Lust selektierend, und er neben ihr seine beiläufigen Bemerkungen macht: „Die sieht gut aus, ah, aber die ist noch attraktiver als die vor ihr. Und die erst! Die ist eine echte Schönheitskönigin. Und die, was für eine tolle Figur! Ah, wie schön ist dieser Morgen, gepriesen sei dein Schöpfer, du Süße. Oh Gott, was für ein süßes Lächeln, was für Augen.“

Als ob er ihr mit den Frauen, die er sich ansieht, nicht schon genug Kummer bereiten würde, wendet er sich zu ihr, bläst ihr den Rauch seiner Zigarette ins Gesicht und sagt: „Gott wird uns entschädigen, so er will,“ ohne sich darum zu kümmern, wie sehr er damit ihre weiblichen Gefühle verletzt.

„Schäm dich“, ganz leise sagt sie es, wenn er sie im Auto mitnimmt – was selten vorkommt – und wie ein Rasender fährt, ohne sich von Kurven oder Verkehrszeichen aufhalten zu lassen. Das einzige, was ihn aufhält, sind seine eigenen kindischen Aktionen. Er steigt aus, um mit einem anderen Fahrer zu streiten.

Er flucht, schimpft und spuckt. Danach steigt er, Drohungen und Verwünschungen ausstoßend, wieder ein. Er verflucht alle Fahrer vor ihm. Das Einzige, was ihn beruhigt, sind Frauen. Wenn er mit einer gleichauf ist, verlangsamt er seine Geschwindigkeit merklich, um, wie ein Halbstarker, neben ihr her zu fahren. Nicht lange allerdings. Wenn er nur den Schatten eines Mannes neben ihr wahrnimmt, oder ein Polizeiauto in der Nähe bemerkt, prescht er wie verrückt davon.

Sie will schreien, um all den Kummer, den sie seit langem in sich hineinfrisst, herauszulassen. Ihre Brust ist eng. Sie hält es nicht mehr länger aus. Sie hat genug von seinen Geschmacklosigkeiten, seinem Spott, seiner Schadenfreude, seinen Kindereien und seiner Rohheit. Doch sie fährt fort, selbst ihr Flüstern zu unterdrücken. Sie fürchtet, ihr heißer Atem könne zu ihm gelangen. Sie fürchtet, ihr Murren könne ihn erreichen. Sie fürchtet, er könne ihre unterdrückten Seufzer hören. Sie fürchtet, er könne den Angstschweiß wahrnehmen, der bei ihr ausbricht, sobald er sich ihr nur nähert.

Sie hat sich daran gewöhnt. Wie auch nicht, wo er sie doch bereits in ihrer ersten Nacht mit ihm gezähmt hat. Sie setzt sich hin und erinnert sich an ihre Hochzeitsnacht. Das Gespenst jener Nacht verfolgt sie jederzeit. Sie will vergessen, aber es gibt kein Entrinnen. Vergisst eine Braut denn ihre Hochzeitsnacht?

„Schäm dich!“ Nur einmal in ihrem Leben hat sie es laut

ausgesprochen. In ihrer Hochzeitsnacht hat sie es zu ihm gesagt. Sie erinnert sich an diese Unglücksnacht. Da ist die Nacht. Sie beginnt jetzt. Schnell kehren die Ereignisse wieder, damit die Präsentation beginnen kann. Sie beginnt:

Sie sitzt im Zimmer und wartet darauf, dass ihr Mann kommt, berauscht und glücklich darüber, gleich mit seiner Braut allein zu sein, um ihr das erste Mal beizuwohnen. Der Anblick der Tür macht sie unruhig. Ihre Glieder zittern vor Angst. Aber sie scheint einigermaßen gefasst. Sie erwartet, dass er jeden Moment hereinkommt. Als die Tür aufgeht, ist es dieser Ehemann, mit seinem massigen Körper, der hereinkommt. Verflucht sei der Anfang.

Sie sitzt auf der Kante ihres neuen Bettes. Schüchtern hält sie den Kopf gesenkt. Unruhe verzehrt sie und Verlegenheit zerreißt sie. Sie beobachtet seine Bewegung im Zimmer. Sie wundert sich über seine Nervenstärke und seine tötende Ruhe. Schweigend wartet sie darauf, dass er zu ihr kommt.

Schließlich setzt er sich neben sie, nachdem er begonnen hat, zu trällern und zu singen. Er sieht sie kaum an und spricht nur wenig mit ihr. Genau gesagt, spricht er gar nicht mit ihr. Plötzlich beginnt er, sie brutal zu küssen und seine dicken Lippen auf die ihren zu pressen, wobei er ihren Hals mit seinen groben Händen umfasst. Sie meint zu ersticken, sagt aber nichts. Sie spürt, dass er versucht, sie zu sich hinzuziehen, macht aber keine Anstalten

nachzugeben. Da wirft er sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf sie, so dass sie aufs Bett zurück fällt. Sie sieht, wie er sich ihr mit seinen Lippen nähert. Nichts rettet sie davor, außer der Tür.

Sie fasst sich etwas und ihre Unruhe lässt ein wenig nach, als er sich auf dem Boden ausstreckt und das Essen vor sich hinstellt. Seit er die Ehe mit ihr vollzogen hat, haben sie kein Wort miteinander gewechselt. Sie erwartet, dass er jetzt beginnen würde zu sprechen und sie einladen würde, sich niederzulassen, um mit ihm zusammen zu essen. Er beginnt aber mit etwas anderem.

Er beginnt, zu Abend zu essen, ohne sich um sie zu kümmern. Er isst mit gutem Appetit, ohne ihr das geringste Interesse zu schenken. Sie ist erstaunt über sein Verhalten. Sie begreift, dass sie, wenn sie essen will, ihre Scham überwinden und sich zu ihm setzen muss. Sie ist sehr hungrig. Trotzdem wartet sie darauf, dass er sie einlädt, was er aber nicht tut. Sie ist sich sicher, dass er seine guten Manieren in diesem Moment vergessen hat, oder dass der Hunger ihn sie hat vergessen lassen. Dass er so ins Essen vertieft ist, lässt sie das Zweite annehmen. Sie hat Mitgefühl mit ihm und lässt sich neben ihm beim Essen nieder.

Sie wartet darauf, dass er sich ihr zuwendet, aber nichts dergleichen. Sie wartet darauf, dass er ihr mit seiner Hand einen Bissen oder auch mehr in den Mund schiebt. Ein paar

Augenblicke nur, dann macht sie sich selbst daran, nach dem ersten Bissen mit ihrem frischgebackenen Ehemann zu greifen.

Doch, kaum hat sie das getan, da brüllt ihr Ehemann sie auch schon an. Erschrocken und entgeistert lässt sie den Bissen fallen und schaut ihn verängstigt an. Da entflammen auch schon seine Augen und werden rot. Sie hat das Gefühl, dass sie Peitschen aus Feuer auswerfen, die auf sie einschlagen, während aus seinem Mund die ersten an sie gerichteten Worte kommen: „Hör, Frau, das ist das erste und letzte Mal, dass du mit mir isst. Ich zuerst. Dann kommst du. Du isst nach mir. Hast du verstanden, Frau?“

Sie ist schockiert, als sie dies von ihm hört. Fast wird sie ohnmächtig. Nur mit Mühe kann sie sich beherrschen. Sie zittert, als sie sagt: „Schäm dich, schäm dich.“

Das war das erste Mal, dass sie diese Worte zu ihm gesprochen hat, das erste Mal, dass sie ihm offenbart hat, wie es in ihr aussieht. Danach war es ihr nicht mehr möglich, den Mund für irgendetwas aufzumachen, ihr Leben lang.

Ein Neubeginn

Autorin

Fatima Al Kuwari

Von einem riesigen schwankenden Körper herab ... Linien auf der Oberfläche des Lebens ... eine gewaltige Höhe ... Flecken, die sich braun, grau oder pechschwarz färben ... drei- und sechseckige Formen ... dazu neigend, sich in die Länge zu dehnen ... ferne Orte, die dem Pulsschlag des Lebens entflohen sind! Eine Flut unbegrenzter Erinnerungen. Das Brummen des Flugzeugs bringt mich aus meiner Ruhe, ebenso wie die Passagiere aus ihrer künstlichen Ruhe, mit der sie heldenhafte Gelassenheit vorspielen. Hinten erhebt sich ein Tumult, erregt durch von nichtigen Erwartungen entzündete Ängste, jedes Mal, wenn das Flugzeug in die Tiefen des Weltalls eindringt. Ein Unwohlsein erzeugt Lärm in unseren sich dem Griff der Ereignisse ergebenden Zellen. Ich wecke meine Sinne, erzeuge ihren Appetit aufs Lesen, gebe mich mit halbem Bewusstsein hin ...

Da kommt sie, von hoher Gestalt und hohem Mut, ihre Rolle perfekt beherrschend. Die Linien ihrer Augen und ihrer Lippen eine Mischung aus durchschimmerndem Blau und Weiß und dem Narzissmus von Rot ... auf ihren Wangen verstreute Reste ... ein Gesicht und noch ein Gesicht, dann ein Gesicht mit denselben Farben und demselben Ton. Ich drücke mein Buch an mich und lasse meinen Blick und meine Neugier sich berauschen. Sie alle verteilen die Linien ein und desselben Lächelns ... Hellhäutige ... Braunhäutige ... schöne Zähne. Sie machen den Passagieren Appetit auf ein ewiges Weiter so.

Sie trinken, essen, rülpsen, starren. Ich starre in diese Wünsche und den Rauch. Der Rauch, der den Atem der Raucher begleitet,

zeichnet verzagte Linien: Phantasiegestalten, Mischungen, Punkte. Sie drängen sich im Flugzeug. Ich klammere mich an das aktuelle Bild und das chaotische Geflüster der Stimmen. Die Reise eines Ichs, umgeben von der Reise anderer Ichs. Ich spreche einen Beschwörungsspruch, der mich aus der Monotonie der Zeit in diesem fernen Raum retten soll.

Der Bildschirm vor mir zeigt unsere Position, aber meine Aufnahmefähigkeit ist zerstreut wie eine Fata Morgana im Licht eines sehr heißen Tages.

Ich spreche weitere Beschwörungsformeln, die sich mit dem Gemurmel und Husten und auch dem Echo vereinzelter Lacher der anderen Passagiere vermischen. Körper, zusammengesunken auf Sitzen, deren Gurte lang oder kurz sind, in Anpassung an die menschlichen Maße. Eine mitreißende einschläfernde Übersättigung bemächtigt sich meiner aufmerksamen Sinne. Ich habe ein Gefühl von Verdickung. Ich trete in die Welt des Unbewussten ein. Ich weiß nicht, für wie lange. Im Halbbewusstsein spüre ich eine leichte Erschütterung. Ich leiste Widerstand gegen Wahrnehmungen von außen. Ein Traum verführt mich.

Ich kämpfe um einen surrealistischen Schlummer. Eine schwere Erschütterung zieht mich von meiner Seite. Ich erwache mit dem Gefühl, dass eine Notlandung stattfindet. Zahlreiche aufeinanderfolgende Sinkvorgänge. Das Ansnallzeichen erleuchtet unsere Augen. Bewegung, vom Schrecken gezügelt. Das übliche Strömen im Gang kommt zum Stillstand. Ich habe das Verlangen, die Dürre meines Wissens zu befeuchten, meine

Reisegefährtin in die Seite zu stoßen. Ich bekomme von ihr keine Antwort, die das Maß der Sorge, die in mein Bewusstsein zu strömen begonnen hat, zum Schmelzen bringen würde. Ich störe ihren Schlummer mit augenblicklichem Neid und wiederhole die Attacke nicht. Ein Geheimnis umgibt das Beleuchtungssystem. Betrunkene bestehen darauf, mit einem Geschrei, das einer Opernarie ähnelt, herauszulassen, was in ihren Köpfen tobt. Der Schaden beginnt die künstliche Natur der Dinge zu stören. Auf Stirnen erscheinen Fragezeichen.

Eine von ihnen steht neben mir. Ich suche zusammen, was ich von ihrer Sprache kenne. Ich bitte um ein Glas Wasser, als ob der Schaden mich nichts angehe. Ungern willigt sie ein. Das Geheimnis zeigt sein wahres Gesicht. Der halbe Raum versinkt in völliger Dunkelheit. Die mit den gleichen Linien geraten in hektische Bewegung. Meine Bitte wird nicht erfüllt, und die Gelegenheit, den Durst zu löschen, ist vorbei.

Die Minuten sind unausgefüllt, bis auf ihre Schritte, wenn sie den Gang durchmessen, Lampen haltend, die die Dunkelheit der Angst erleuchten, die uns, die wir uns an der Schwelle der Gefahr befinden, überfallen hat. Der Kapitän füllt die Leere der in die Abreise vertieften Minuten, indem er mit Worten schießt. Unsere Blicke und Ohren springen, um diese andeutenden Schüsse zu erhaschen. Sein Wortfeuer dringt ein in den Haufen unserer standhaften Angst.

„Meine Damen und Herren, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!“ Unsere Sinne sind wachsam, und jeder Grauhaarigen entschlüpft ein Schrei. Er fährt fort, seine Stimme erhebend, aus Sorge, sie

könnte unsere Ohren nicht erreichen.

„Liebe Passagiere, ich möchte Ihnen keine Angst machen. Wir haben eine unvorhergesehene technische Störung, von der einige Systeme im Flugzeug betroffen sind. Aus Gründen der Verantwortung bin ich gezwungen, den Flug zu unterbrechen und auf dem nächsten Flughafen zu landen. Ich hoffe auf eine sichere Landung. Außerdem möchte ich darauf hinweisen, dass ansonsten alles in Ordnung und unter meiner Kontrolle ist. Ich danke Ihnen. Es gibt keinen Anlass zur Sorge.“

Schweigen küsst den Mund der Vorsicht und die Atmosphäre im Raum. Die Ruhe schluckt einiges Geflüster, und die Bewegung des Geistes lässt seine menschlichen Aufnahmen mit unterschiedlichen Gesichtern wiederkehren. Sehnsucht nach der Zärtlichkeit der Lieben strömt über. Es ist, als wolle sie das Mitgefühl des schlimmen Ereignisses erregen, so dass es davon absieht, einzutreten.

Nebel beherrscht die vom Horizont hängenden Trauben von Wünschen. Hoffnung erhebt sich im Schmelzriegel des Verlangens und schmilzt im Inneren des Seins, das niemand plötzlich und unerwartet verlassen möchte. Tränen glänzen und vereinigen sich, als Vorsichtsmaßnahme in Hinblick auf das Herabgleiten vom Augenwinkel, das Sicherheitsventil um Zuverlässigkeit anflehend. In den Duft des Lebens verliebte Seufzer entschlüpfen, voll Sehnsucht nach der Landung auf welchem Flugplatz auch immer.

Das Gedächtnis meines Reise- und Lebensgefährten wird umgegraben durch die Frage eines Betrunkenen unter einer

Gesamtheit von Fragen, die vor den verschlossenen Antworttoren auf der Oberfläche meiner Vorstellungskraft zittern, als auf ihm spitze Geschwülste aus Verzweiflung auftreten.

„Wer wird wohl diese wartenden Vögel in den Schatten bringen, wenn wir nach unserer Abreise ihre Flügel nicht zurückbringen?“ Er umgab meine rätselhafte Frage mit einem Lächeln auf der Basis der Angst und mit dem Rückgrat eines Abenteurers und trotz der Zerbrechlichkeit der Situation streckte er seine Hand aus, um meine zitternden Hände zu umfassen und über ihre Poren den Pulsschlag der Ruhe zu verbreiten, die in den Straßen wandert, die sich über die Karte meiner Adern erstrecken. Wir, die Reisegefährten, schließen all unsere Pulsschläge in einen Kreis ein, der vor Sauerstoff lärmt. Wir sind untereinander verbunden durch die Vibrationen der Geduld an den Gliedmaßen der Unglücke. Die Stimme des Kapitäns erreicht uns und schleicht sich in die Wellen der Fremde, tief in unserem Inneren. Sie öffnet unseren Geist für eine kollektive Erfahrung der Überwindung der Linie, ab der es ein Zurück gibt, und der Landung mit einer Neugeburt. Die Momente schwingen und unsere Überzeugungen werden teilweise erschüttert. Alles erzittert, wird durcheinander geschüttelt durch den Griff der Zeit. Wir sagen das muslimische Glaubensbekenntnis auf, versuchen uns freizumachen von der Liebe zum Leben und allem, was darin ist, klammern uns fest an einer anderen Liebe. Wir spüren eine zornige Anziehungskraft, die an den metallenen Körper appelliert, in dem wir sitzen. Hymnen, Gebete in mehreren Sprachen, einig in ihrer Bitte. Wir werden nach unten

gezogen. Der Luftdruck betäubt unsere Ohren. Wir landen, und unser Verstand ergibt sich seiner Unwissenheit bezüglich der Augenblicke und der Minuten oder irgendeines Tunnels, den das Flugzeug durchfliegt, oder irgendeines Ruheplatzes, auf dem es auf seiner Reise Station macht. Gläser und Flaschen erklinkern, als die Räder des Flugzeugs plötzlich auf die Erde prallen. Das Gespenst des Todes rafft seine Züge aus unserer Phantasie zusammen, und die Rettung lockert ihre angespannten Nerven in unseren Adern. Mit unseren Augen verteilen wir unter uns ein tiefgründiges Zeichen der Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer. Wir bilden eine Menschenschlange, die die Befreiung aus diesem Würgegriff erwartet. Die Türen des Flugzeugs öffnen sich. Unsere Lippen sind umgeben von einem erschrockenen Lächeln. Tief atmen wir den Duft des Neubeginns ein.

Januar 99

Wölfe in unserem Dorf

Autorin

Lulua Al Benali

Die Sonne blickte durch ihr weites Himmelsfenster herab auf das kleine Dorf am Berghang, am Ende dieses langen Winters, bei dem alle schon fast die Hoffnung aufgegeben hatten, dass er jemals enden würde.

Am Rand des Dorfes stand eine Hütte. Manche ihrer Wände waren aus den roten Ziegeln der Stadt errichtet, die anderen bestanden aus Holz, das im Lauf der Jahre verwittert war.

Meine Mutter weckte uns früher als sonst für die Schule. Ihre laute Stimme gellte uns im Ohr, mir und meiner kleinen Schwester, die wir in der Ecke eines der Zimmer schliefen. Sie rief uns von der Küche aus zu, wo sie vor einem über offenem Feuer aufgehängten Kessel mit kochendem Wasser stand. Dampf stieg daraus auf und sammelte sich unter der Decke der Holzhütte, wo er eine Wand aus Nebel bildete, die die Schäden des desolaten Daches unsichtbar machte.

„Los, steht schnell auf. Der Bus kommt heute nicht. Es hat einen Felssturz gegeben, der den Zugang zum Dorf blockiert.“

Ich setzte mich, mit immer noch geschlossenen Augen, im Bett auf. Ein kurzer Kälteschauer überkam mich. Ich fragte mich, wie meine Mutter vom Felssturz hatte erfahren können. Mein Vater war noch nicht wieder da, seit er gestern mit meinem Bruder Salih weggegangen war, um im Nachbardorf Kalbaa unsere Linsenernte zu verkaufen. Die Sache mit meiner Mutter war seltsam. Immer wusste sie vor allen anderen, was sich in unserem Dorf zugetragen hatte. Mir schien, dass sie es noch vor dem Bürgermeister Hamdan und seinen Leuten wusste. Ich stand auf, lenkte meine Füße vom Bett in Richtung Bad. Ich

sagte mir, dass es durch irgendeine Art von Zauber sein musste, dass meine Mutter alles wusste, was im Dorf vorging. Vielleicht hatte es mit ihrem Herd zu tun, oder mit dem Kessel, vor dem sie den ganzen Tag stand.

Ich kämmte mir die Haare. Ich hatte Angst, ohne meinen Bruder Salih zur Schule zu gehen. Meine Schwester und ich waren es gewohnt, immer dann mit ihm zusammen zu gehen, wenn der Bus ausfiel oder der Zugang zum Dorf blockiert war. In diesem Winter hatte es schon viele Felsstürze gegeben. Die Leute im Dorf freuten sich über den Regen, aber was brachte er uns schon anderes als Felsstürze, blockierte Straßen und lange Fußwege zur Schule oder zum nächsten Laden, um etwas Zucker oder ein Stück Käse zu kaufen. Ich trank mein Glas heiße Milch nicht aus. Meinem von der Kälte beunruhigten Magen genügte ein einziger Bissen vom Brot. Vielleicht war es auch nicht die Kälte. Die Angst davor, ohne meinen Bruder Salih zur Schule zu gehen, hatte mich erfasst. Ich zog meine Schultasche mit der einen Hand hinter mir her und streckte die andere aus, um die Hand meiner kleinen Schwester zu ergreifen.

Bevor wir hinausgingen, hielt unsere Mutter uns noch einmal zurück, um unsere Kleidung zu überprüfen. Ihr Gesichtsausdruck war immer starr. Keine Miene, an der wir hätten erkennen können, ob sie traurig oder glücklich war. Sie versuchte, den wollenen Schal um meinen Körper etwas zu lockern, damit er die Knospen der Weiblichkeit verbarg, die jüngst auf dem Relief meiner Kindlichkeit gesprossen waren. Dann gab sie uns

die Tüten mit unserem Pausenbrot. Bevor sie uns schließlich erlaubte zu gehen, warnte sie uns noch eindringlich, indem sie bedächtig und mit heiserer Stimme flüsterte: „Hütet euch vor den Wölfen der Straße!“ Dabei weiteten sich ihre Augen jedes Mal, wenn sie die Augenbrauen hob. Sie machte eine langsame Kopfbewegung, so als ob wir uns einig seien und ich wisse, was sie meinte, und keiner näheren Erklärung von ihr bedurfte, was diese Wölfe und die Straßen, auf denen sie zu finden waren, betraf.

Meine Angst um mich und meine kleine Schwester nahm zu. Kurz kam in mir der Wunsch auf, zu Hause zu bleiben, statt zur Schule zu gehen. Schnell verscheuchte ich ihn aber wieder. Es gab keine Alternative. Meine Mutter würde unter keinen Umständen dulden, dass wir den Unterricht versäumten.

Bevor wir gingen, atmete ich noch einmal tief ein und füllte meine Lungen mit der warmen bescheidenen Luft in unserer kleinen Hütte, um mich diesem eisigen Morgen zu stellen. Draußen schien die kalte Wintersonne. Hinter Wolken und Dunst kündigte sie weitere Regengüsse auf Straßen und Wege und Felsstürze an. Der Duft des feuchten Grases am Morgen überströmte mich mit einem seltsamen Glücksgefühl und großer Energie für den Beginn unseres Marsches. Meine Schwester und ich hinterließen Fußabdrücke auf dem schwabbeligen lehmigen Boden. Wir gingen vorsichtig, um nicht hinzufallen oder in die Pfützen zu treten, die sich nach dem Regen gebildet hatten. Meine Augen kamen nicht zur Ruhe. In jeder Richtung suchte ich nach einem Wolf, der sich irgendwo versteckt hielt,

oder nach einer entsprechenden Spur. Vorsichtig eilten wir in Richtung der langen abschüssigen Straße, die sich vom Fuß des Berges bis zur Schule am Ende des Dorfes erstreckte. Dabei gaben wir manchmal abgehackte Bemerkungen ab, erfreuten uns am Anblick des weißen Dampfes, der aus unseren Mündern kam und schwiegen dann wieder für eine Weile, die Augen auf den Boden gerichtet, die kleinen Blumen betrachtend, die verstreut am Rand des lehmigen Passweges wuchsen, um ihr Leben zu schützen, das so kurz war wie der schöne Frühling und weder von Mensch noch Tier zertreten zu werden.

Die heiser flüsternde Stimme meiner Mutter und ihre Warnung: „Hütet euch vor den Wölfen der Straße“, gingen mir durch den Kopf, als wir an der Hütte von Umm Ali, unserer nächsten Nachbarin, vorbeikamen. Ich stellte mir ihr Gesicht mit den Backenzähnen vor, die jedes Mal wackelten, wenn sie den Mund aufmachte, um etwas zu sagen. Die Tür ihrer Hütte stand, wie immer, weit offen, damit sie die Leute, die auf der Straße kamen und gingen, beobachten konnte. Sie kümmerte sich nicht um die kalten Windstöße, die mit dem zerrissenen Vorhang an ihrer Tür spielten. Ihre fetten Hühner pickten zufrieden Körner vom glitschigen Boden auf. Ich beschleunigte meine Schritte und zog an der Hand meiner Schwester, damit sie mit mir Schritt hielte und die Augen von Umm Ali nicht auf uns fielen. Allerdings hatte ich keinen Erfolg damit, denn schon bald entdeckte sie uns, verfolgte uns mit lauter Stimme und forderte uns auf stehenzubleiben. Eilends, mit schweren schwankenden Schritten kam sie auf uns zu. Unter ihrem Winterkleid schaute der Rand ihrer langen

Unterhose hervor, der in die Regenpfützen eintauchte. Als sie uns erreicht hatte, war sie ganz erschöpft von den paar Schritten. In den Händen hielt sie rosafarbene Pistazienkerne, die sie in unsere Hände entleerte. Keuchend fragte sie uns, warum wir zu Fuß zur Schule gingen, und wir erzählten ihr von dem Felssturz, der sich ereignet hatte. Die Nachricht erschreckte sie. Ihr Sohn Ali war schon im Morgengrauen zur Arbeit aufgebrochen. „Wer hat eure Mutter informiert?“, fragte sie bestürzt. Ich weiß nicht, ob sie uns oder sich selbst die Frage gestellt hatte. Ich lächelte, und wir machten uns daran, unseren Weg fortzusetzen, die Frage in der Luft hängend lassend, weil wir sie nicht beantworten konnten. Umm Ali, Gott schütze sie, sollte denken, was sie wollte. Meine Mutter war eine gesegnete Frau.

Wir setzten unseren Weg fort und aßen genüsslich die Pistazienkerne. Wir sahen die Rauchfäden aus den verstreut am Fuß des Berges liegenden Hütten aufsteigen und in die Wolken am Himmel übergehen. Es schien mir, als seien all diese grauen Wolken, die sich am Himmel drängten, aus dem Rauch gebildet, der aus den Hütten aufstieg. Kaum zeigte die Sonne ihr Gesicht am Himmel, da begannen auch schon Schwärme von Tauben die Farben ihres leuchtenden Gefieders zu präsentieren, und unter den brechenden Strahlen der Sonne verwandelte sich Weiß in Schwarz und Schwarz in Weiß. Stille lag jetzt über dem Ort. Meine kleine Schwester und ich hörten nur noch unseren eigenen schweren Atem. Wir keuchten wegen der Länge der Strecke und der schweren Schultaschen auf unseren Rücken.

Der Weg wurde noch abschüssiger, und vor uns tauchte der

Laden von Onkel Salim auf, wo die Straße ihren Anfang nahm. Hinter dem Laden stand angepflockt sein magerer Esel, sich in seine Fessel ergebend. Ich erkundete den Ort mit meinen Blicken, bevor wir uns näherten und an der Tür vorbeigingen. Bunte Kinderbälle hingen da und zu beiden Seiten standen Strohbesen. Von den riesigen Kohlesäcken, die sonst immer vor dem Laden standen, gab es dagegen keine Spur. Es gelang uns, vorbeizugehen, ohne Onkel Salim oder einen seiner frühen Kunden zu sehen. Wir beschleunigten unsere Schritte, Hand in Hand. Ein schneller Schritt ging einem vorsichtigen Schritt voraus. Die Köpfe drehten sich und die Augen schauten umher, suchten nach Wölfen, die sich hier vielleicht versteckt hatten. Wie sollten wir die Wölfe erkennen, wenn sie uns plötzlich begegneten? Ich hatte noch nie einen Wolf gesehen. Ich hatte einmal die Stimme eines Schakals gehört, als ich mit meinem Vater und meinem Bruder Salih unser Kamel suchen gegangen war, das weit weg im Wald umhergeirrt war. Mein Bruder Salih meinte, dass er einem Hund sehr ähnlich sei.

Wie von unsichtbaren Händen von hinten geschubst, gingen wir weiter abwärts. Der zarte Klang von Schmetterlingsflügeln erfüllte den Ort. Die Schmetterlinge begannen, aus ihren Puppen zu schlüpfen, die von den jetzt fast nackten Zweigen der Bäume herabhingen, die müde waren, nachdem sie das ganze Jahr über ihre Blätter getragen hatten. Nur mit Mühe konnten sie das Gewicht der Puppen tragen. Plötzlich standen wir inmitten einer Schafherde, die die Straße überquerte. Sie wurde angeführt von Schammas, dem einzigen Hirten des Dorfes. Von Zeit zu

Zeit schlug er mit seinem Stock auf die Erde, um die Herde anzutreiben. Hinter ihm her ging sein behinderter Bruder Hamid, der ihm wie sein Schatten überall hin folgte. Er verlangsamte seine Schritte, und schaute mit leerem Blick zu uns herüber. Wir versenkten unsere Hände in die Wolle der kleinen Lämmer, die versuchten, mit ihren Müttern am Ende der Herde Schritt zu halten. Als die Herde vorbeigezogen und ihr Blöken von den grauen Wolken über uns aufgesaugt worden war, und nichts von ihr mehr übrig war als ihre Hufspuren und ein paar verstreute Dungkügelchen, setzten wir unseren Weg fort.

Kleine kalte Regentropfen fielen auf uns herab, als wir am Café vorbeigingen, wo einige Dorfälteste saßen. Alle, die im Dorf keine Arbeit hatten, saßen hier. Sie nahmen heiße Getränke zu sich, und manche aßen hier auch. Nur drei der im und vor dem Café aufgestellten Strohstühle waren besetzt. Auf ihnen saßen schlaff die Dorfältesten und tranken ihren Tee, der golden durch die Gläser leuchtete. Unsere Augen fielen auf Onkel Humam, der zu uns herübersah und lächelnd seinen Schnurrbart zwirbelte. Ich weiß nicht, warum sich sein Bild in meinem Kopf mit dem Bild des Wolfes überlagerte. Eine innere Stimme, von der ich nicht weiß, woher sie kam, sagte mir, dass dieser Mann der Wolf war, den meine Mutter mit ihren Warnungen gemeint hatte. Ich drückte die Hand meiner kleinen Schwester ganz fest und suchte nach einer Sicherheit, die meine schnellen Herzschläge beruhigen würde. Fast hätte ich die Hand meiner Schwester losgelassen, weil ich trotz der herrschenden Kälte stark schwitzte. Es machte mir große Angst, zu sehen, wie Onkel Humam mich anstarrte

und sich dabei mit seinen vertrockneten gelben Fingern über seinen weißen Bart strich und sich auf die Unterlippe biss. Sein Blick erinnerte mich an ein altes hungriges Tier. Heftig zog ich an der Hand meiner Schwester, und wir begannen zu laufen. Ich dachte nicht an die nasse Straße und an die Möglichkeit, dass wir fallen und unsere Kleider mit Lehm beschmutzen könnten. Zur Zeit der Ernte hatte ich Onkel Humam bei meinem Vater und meinem Bruder gesehen. Er hatte ihnen bei ihrer Arbeit geholfen. Wenn meine Mutter wusste, dass Onkel Humam bei ihnen war, erlaubte sie uns nicht, aufs Feld zu gehen, um meinem Vater und meinem Bruder Salih das Mittagessen zu bringen. Sie wartete, bis Salih kam, um sich nach dem Grund für die Verspätung des Essens zu erkundigen. Meine Mutter belud ihn dann mit dem Essensbehälter mit den metallenen Schichten, ohne sich die Mühe zu machen, eine Erklärung abzugeben, und ich glaube auch nicht, dass Salih eine Antwort erwartet hat. Unser Atem begann, sich wieder zu beruhigen. Das Café verschwand mit allen Personen dort hinter unserem Rücken. Wir verlangsamten unsere Schritte und der Druck unserer Hände erschlaffte. Ich blickte zu meiner kleinen Schwester hinüber. Froh darüber, dass wir jetzt wieder unseren normalen Gang aufgenommen hatten, hob sie den Kopf und erwiderte meinen Blick mit einem zauberhaften Lächeln. Es war, als würden wir uns selbst zur Rettung vor diesem Wolf beglückwünschen. Ihr Blick wanderte zu einem Schwarm kleiner gelber Vögel, die sich auf den Zweigen eines Baumes in unserer Nähe niedergelassen hatten, um sich die Regentropfen aus dem gelben Gefieder zu

schütteln.

Um zur Schule zu gelangen, mussten wir jetzt nur noch das Wäldchen vor uns durchqueren. Der Geruch von feuchtem brennendem Holz verbreitete sich im Gehölz auf dem Berg, und die Stimmen naher Vögel hallten im leeren Raum wider. Wir setzten unseren Weg fort, und um die Angst aus unseren Seelen zu vertreiben, begannen wir ein Volkslied zu singen, das wir vom Kassettenrecorder unseres Vaters gehört hatten. In schönen Sommerabenden stellte er ihn neben sich auf die Bank unter dem Zitronenbaum, lauschte und sang, und stieß jedes Mal, wenn er den Rauch der Wasserpfeife zwischen seinen Lippen ausblies, Ahs der Bewunderung aus. Die Lieder gelangten an unser Ohr, vermischt mit dem Duft der Zitronenblüten und dem Rauch der Wasserpfeife.

Schließlich tauchte das runde weiße Schulgebäude auf, das ursprünglich das Polizeigebäude gewesen war. Nachdem die Polizei in ein neues Gebäude umgezogen war, wurde dieses in eine Mädchenschule umgestaltet. Davor waren Jungen und Mädchen gemeinsam in einer Schule unterrichtet worden. Ruhe lag über dem Bau. Das äußere Tor war geschlossen. Wo waren all die Mädchen, die seilhüpften und sich um die einzige Schaukel stritten, die aus einem Autoreifen bestand, der an einem Seil vom Ast des großen Baumes hing? Wo waren die kleinen Mädchen, die spielten und herumliefen, darauf wartend, die Glocke zu hören, um sich dann schnell zu ihren Schulzimmern zu begeben? Mit schnellen Schritten gingen wir auf das Schultor zu. Sabir, der Schulwächter schaute von seinem Zimmer auf

uns herab. In seinen Augen lag ein Blick, der Verwunderung darüber ausdrückte, meine Schwester und mich zu sehen. Der Blick veränderte sich. Ihm wässerte der Mund. Sein Blick wurde derselbe wie der, den ich in den Augen von Onkel Humam gesehen hatte. Ein wölfischer widerwärtiger Blick. Er wandte sich nach rechts und nach links, um sich zu vergewissern, dass die Straße leer war, während er gleichzeitig versuchte, uns in das Wächterzimmer hineinzustoßen. Ich packte die Hand meiner kleinen Schwester und zog sie schnell weg, wobei ich so laut wie möglich schrie. Die Warnung meiner Mutter war jetzt eine laute Stimme, die in meinem Kopf dröhnte, wie das Geräusch des Mörserstößels, mit dem meine Mutter Körner zerstampfte. Wir warfen unsere Schultaschen zu Boden und rannten so schnell wir konnten weg. Meine Mutter und ich hatten vergessen, dass an dem Tag ein Feiertag war.

Winter 2008, Yalova-Berge / Türkei

Meine Namensvetterin

Autorin
Nura Al Saad

Wie die Schneide einer Guillotine sauste die Ohrfeige auf die Wange meiner Klassenkameradin herab, und ihr Echo hallte wider in meiner Brust, während die ganze Klasse in Schreckstarre verfiel und den Atem anhielt. Ich sah die Wange meiner Klassenkameradin neben mir. Sie war rot wie eine Runkelrübe. Meiner Klassenkameradin kamen die Tränen, und ihre kleine Nase zitterte, aber sie weinte nicht. Dazu war sie viel zu erschrocken. Die Lehrerin wedelte mit dem Heft vor ihren gesenkten Augen, so dass ich gar nicht anders konnte, als den Klecks zu bemerken, den ich gestern auf dem Umschlag des braunen Hefts hinterlassen hatte, als ich es mit meiner Hand, die mit Tinte aus dem Tintenfass meiner Schwester beschmiert war, genommen hatte. Es bestand kein Zweifel. Das Heft war meines, und eigentlich hätte ich diese heftige Ohrfeige bekommen müssen!

Erneut begann die Lehrerin vor meiner Klassenkameradin Fatima zu lamentieren. „Ist das eine Antwort?“, schrie sie sie an. „Nach der gestrigen Erklärung, du Eselin? Ist das ein Heft oder ein Lumpen?“ Damit schleuderte sie Fatima das Heft ins Gesicht. In dem Moment, als Fatima es auffing, war ihr klar, dass das nicht ihr Heft war.

Mit kläglichlicher Stimme sagte sie leise: „Frau Lehrerin, das ist nicht mein Heft.“

Die Lehrerin fuhr herum. Erneut schrie sie sie an: „Bei Gott! Du Geschöpf! Dein Name steht auf dem Heft! Du bist doch Fatima Mohammad?“

„Nein, ich heiße Fatima Ali.“

„Und wer ist dann also diese Fatima Mohammad?“

Die Stimmen der Schülerinnen erhoben sich. Alle schrien durcheinander. Im selben Moment waren über zwanzig Hände auf mich gerichtet, ihre Zeigefinger wie glänzende Speerspitzen, und ich wurde von beiden Seiten in die Zange genommen.

Sobald die Lehrerin nur ihre Hand auf die Schulter der armen ungerecht behandelten Fatima gelegt und dabei „ach, meine Liebe“ geflüstert hatte, begann Fatima auch schon hemmungslos zu schluchzen. In der restlichen Unterrichtszeit verwendete die Lehrerin ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, die andere Fatima, um die sich alle geschart hatten, zu trösten und zu besänftigen. Nach einer Weile erschienen auch noch die stellvertretende Direktorin und die Sekretärin. Alle schienen mich vergessen zu haben, und ich entging der Strafe. Und auch Fatima trug mir nichts nach. Das wäre ihr auch nicht angestanden, angesichts der ganzen Aufmerksamkeit, die sie meiner wegen erntete und der liebevollen Fürsorglichkeit und Vorzugsbehandlung, die die Lehrerin ihr bis zum Ende der Woche zuteil werden ließ.

Die andere Fatima wusste, dass ich nichts dafür konnte, dass unsere beiden Namen einander ähnlich waren, und dass ich den Fehler beim Lösen der Mathematikaufgabe nicht absichtlich begangen und das Heft nicht absichtlich verunziert hatte. Es war nicht meine Schuld, dass ich so war wie ich war. Das musste jedem vernünftigen Menschen klar sein. Es war leicht zu begreifen. Deshalb verstanden es die Kleinen besser als die Großen. Wir kamen jedenfalls darüber hinweg und wurden Freundinnen, ich und die andere Fatima.

Fatima war ordentlich und großzügig, ihre Schrift war schöner als meine. Sie konnte wunderschöne Schmetterlinge, Fische und Blumen zeichnen, und die belegten Brote, die sie von zuhause mitbrachte, schmeckten noch besser als die belegten Brote von der Schulkantine. Das konnte man daran sehen, wie sie sie aß. Auch waren ihre Haare weicher als die meinen und, im Gegensatz zu meinen, sorgfältig gekämmt und exakt gescheitelt. Ich achtete auch nicht so wie sie auf Ordnung in meiner Schultasche. Das Schulkleid, das ich trug, war immer verknittert und nicht gebügelt wie ihres. Mein Schulkleid hatte seitlich einen Riss, und niemand kümmerte sich darum ihn auszubessern, vielleicht war er noch nicht einmal bemerkt worden. Meine Mutter packte mir keine belegten Brote in die Schultasche, weil wir, bevor wir morgens aus dem Haus gingen, von dem aßen, was gerade da war an Brot, Käse und etwas Öl, wenn etwas da war. Die andere Fatima war zudem hübscher als ich. Dieser Unterschied war mir nicht sofort klar, aber ich konnte ihn mir später erschließen.

Meine Namensvetterin Fatima war eine herausragende Schülerin. Sie war die Zweitbeste in der Klasse, während ich allenfalls den sechsten Rang belegte. Ihre Familie spornte sie an, die Erste zu werden. Sie akzeptierten nichts weniger als das, während meine Eltern unseren Nachbarn mitteilten, dass ich bestanden habe und das Schuljahr nicht wiederholen müsse, wie manche ihrer Kinder. Ich lernte nie. Ich bestand die Prüfungen, weil ich sehr gut zuhören konnte, wenn ich zuhörte. Ich hörte aber nur in den Fächern zu, in denen ich die Lehrerinnen mochte. In meiner Welt

hatte alles mit Liebe zu tun und beruhte darauf. Wenn ich etwas liebte, dann hielt ich daran fest. Wenn ich dagegen etwas nicht liebte, mied ich es und hielt mich davon fern. Ich liebte Fatima, weil sie das Beste in unser beider Beziehung war.

Wir gingen zusammen zu Fuß nach Hause. Am Mandelbaum bat ich Fatima stehenzubleiben. Der Baum wuchs auf dem Grundstück irgendwelcher Leute, aber seine Äste ragten nach draußen. Einer der unteren Äste war schwer beladen, aber wir waren nicht groß genug, ihn zu erreichen. Schwer, reif, fett und verlockend hingen die Mandeln an dem Ast.

Ich warf meine Schultasche danach, aber sie kam schneller zu mir zurück als sie hinaufgeflogen war. Dann bat ich Fatima, ihre Hände zu verschränken, um als Tritt für mich zu dienen. Fatima drehte sich um und fügte sich widerwillig. Ich sprang, bekam den Ast zu fassen und blieb sekundenlang mit zappelnden Beinen in der Luft hängen, während Fatima mich beschwor, vorsichtig zu sein und keinen Lärm zu veranstalten. Ich wagte es nicht, nach unten zu sehen. Schließlich fiel ich wie ein Sack Kartoffeln zu Boden und machte mich dabei schmutzig.

Ein hochgewachsener Junge kam des Weges. Als er fast auf unserer Höhe war, blieb er stehen und schaute zu uns herüber. Dann ging er langsamen und leichten Schritts weiter, aber nur bis zu einer Ruine uns gegenüber. Dort lehnte er sich mit dem Rücken gegen eine Mauer und begann, uns geduldig und

abwartend zu beobachten.

Ich kannte ihn, ebenso wie seine Mutter, seinen Vater und seine Onkel. Es war Ibrahim, der Sohn unseres Nachbarn in Al-Farij. Er kannte mich auch, und wenn er meiner Mutter und meinem Bruder erzählen würde, dass er mich am Mandelbaum hatte hängen und herunterfallen sehen, dann wäre das unausweichlich mein Ende. Wie oft war ich schon bestraft und vor den Folgen eines Sturzes gewarnt worden, die insbesondere für Mädchen schädlich seien. Und jetzt, was erwartete mich jetzt wohl?

Ibrahim war groß, schlank und hübsch. Er hatte Augen wie Mokkatassen und ein Grübchen am Kinn. Seine Finger waren feingliedrig mit rosafarbenen Gelenken. Er hatte eine raue und ruhige Stimme, die einem das Herz durchbohrte wie ein Messer. Seine Anwesenheit erfreute uns und verbreitete in uns ein seltsames Glücksgefühl. Er war eine Wohltat, und wir wünschten uns nichts sehnlicher, als dass er näherkäme.

Meistens erschreckt mich die Vorstellung, was mir passieren und was für Folgen das haben könnte, für die ich natürlich nicht verantwortlich bin, aber jetzt begrüßte ich die Anwesenheit Ibrahims. Ich beratschlagte mich mit Fatima, und sie stimmte mir mit strahlenden Augen zu. Beide lachten wir innerlich, als wir ihn zu uns heranwinkten.

Ibrahim näherte sich etwas zögerlich. Er war genauso ängstlich wie wir! Wie blöd Jungs doch sind!

Schweigend schauten wir ihn an, und er enttäuschte uns nicht. Im Übereifer sprang er so hoch, dass er mit dem Kopf an den Ast stieß. Er tat so, als sei dies so von ihm beabsichtigt gewesen und als ob es ihn nicht weiter kümmere. Dann sprang er noch einmal mit weniger Energie nach dem Ast und bog ihn mit dem ganzen Gewicht seines Körpers nach unten, bis der Ast brach und auf uns drei herabfiel. Wir wurden nicht verletzt. Ob Ibrahim sich vielleicht verletzt hatte, fragten wir nicht. Schnell sammelten wir so viele von den herumliegenden Mandeln ein, wie wir nur konnten und rannten weg, ebenso wie Ibrahim, denn es war uns klar, dass der Lärm, den der Ast beim Aufschlagen auf den Boden verursacht hatte, Leute herbeirufen würde, die der Sache nachgehen würden.

Als Fatima und ich ein Stück weit gelaufen waren, sahen wir die Kreuzung vor uns. Hier verabschiedeten wir uns, und Fatima trennte sich von mir, weil ihr Haus am Rand von Al-Farij lag, während wir genau im Zentrum wohnten. Es wurde mir bewusst, dass mein Mund voller Mandeln war und dass ich meine Schultasche vergessen hatte, während sie ihre mitgenommen hatte.

Auf einer Abkürzung, über den verlassenen Friedhof, kehrte ich nach Hause zurück, um Zeit zu gewinnen. Ich wagte es nicht, zum Mandelbaum zurückzukehren, um nach meiner Schultasche zu suchen. Was würde meine Mutter mit mir machen? Was für

ein Pech hatte ich doch! Und das Schlimmste, was sollte ich am nächsten Tag in der Schule machen, ohne Schultasche?

Wie erstaunt und froh war ich da, als ich meine Schultasche mit allem Drum und Dran an unserem Haus, neben der Haustür, angelehnt stehen sah. Ich schaute mich um, sah aber niemanden. Mir war klar, dass Ibrahim sie zu unserem Haus getragen haben musste.

Ich hatte im Leben schon einige schlimme Erfahrungen gemacht, aber die schlimmste stand mir vor Augen, als ich rote Flecken unten und seitlich an meinem Schulkleid entdeckte, die die Mandeln hinterlassen hatten. Ich erschrak im Innersten! Wie sollte ich diese blutroten Flecken auf meiner staubigen Kleidung begründen, nachdem ich alle meine Mandeln aufgegessen hatte und keine mehr übrig waren, die ich als Beweis hätte vorweisen können. Ich stellte mir das erregte angstverzerrte Gesicht meiner armen Mutter vor. Sie würde mich schubsen und anschreien und mich dann auffordern, sie nicht anzulügen, weil es verboten sei zu lügen. Mit einer Stimme voll brennender Sorge würde sie sagen, wenn ich sie lieben würde, wüsste ich auf mich aufzupassen! Wenn ich sie lieben würde, würde ich sie nicht betrüben und ihr Leid verursachen, wo sie doch schon genug davon zu ertragen habe und ihr Maß übertoll sei.

Ich liebte meine Mutter. Ich liebte meine Mutter mehr als alles andere, was ihr euch vorstellen könnt, mehr als zehn rechtschaffene Söhne die fürsorglichsten Mütter der Welt lieben.

Aber durch die Liebe, durch Anerkennung und Zustimmung unterwerfen wir uns dem Willen unserer Mütter und passen uns den Verhältnissen an, die uns auferlegt werden. Es ist leicht, in diese Falle zu gehen! Was ich sagen will ist, dass wir allmählich und freiwillig so werden, wie sie uns haben wollen, indem sie uns dahin dirigieren und lenken. Ich sage euch, wir müssen Widerstand leisten gegen die Liebe unserer Mütter zu uns und unsere Liebe zu ihnen, wenngleich ich mich nicht daran hindern kann, meine Mutter heimlich zu lieben. Deshalb habe ich beschlossen, meinen Kindern - falls es mir bestimmt sein sollte, einmal Kinder zu haben - nicht zu erlauben, mich sehr zu lieben, weil die Liebe uns Gedanken vorschreibt, die uns verhasst sind, unser Herz abtötet und uns daran hindert, erwachsen zu werden, und das zu werden, was wir wollen, nicht das, was unsere Mütter sich für uns vorgestellt haben.

Ich begann jetzt, heftige Reue darüber zu fühlen, dass ich die Mandeln gegessen und ungehorsam gegen meine Mutter gewesen war. Ich beschloss, mich krank zu stellen, zu behaupten, dass ich Bauchschmerzen hätte und mir eine muntere Geschichte auszudenken. Eine Lüge ist nicht immer böse und verwerflich. Jede Lüge, die meinen Mund erfüllen würde, wäre besser als die Zurechtweisungen und Beschimpfungen, die mich treffen würden und als jeder Krampf, jede Aufregung und jede Trübung ihres unglücklichen Lebens.

In den darauffolgenden Tagen war Ibrahim unser ‚Held‘. Wir erwarteten ihn zur selben Zeit am selben Ort. Er brachte eine

große Schleuder mit und füllte mit seiner Geschicklichkeit unsere Bäuche und Taschen mit Mandeln. Wir dankten Ibrahim nie, wechselten kein Wort mit ihm, und er begleitete uns auch nicht. Aber er sah uns an, uns beide, und lächelte, und sein Lächeln blendete unsere Augen mehr als das Sonnenlicht.

Am vierten Tag verabschiedete sich Fatima am Schultor von mir. Sie sagte, sie gehe zum Haus ihrer Tante in der anderen Richtung. Ihre Familie sei dort zu einem Beschneidungsfestessen eingeladen. Sie verließ mich und ging eilig davon. Als ich am Mandelbaum vorbeikam, sah ich Ibrahim nicht dort stehen. Ich fühlte, dass meine Schultasche schwer und die Welt leer war. Etwas würgte mich im Hals, und meine Eingeweide zogen sich zusammen.

Fatima zeigte mir die Briefe, die Ibrahim ihr schrieb und unter einem Stein auf dem Weg hinterließ. Er schickte ihr auch sein Foto. Ich half ihr dabei, Briefe an ihn zu schreiben. Darin war ich besser als sie. Es fiel mir leicht, ihr in die Finger zu diktieren, was ich Ibrahim sagen wollte. Ibrahim und Fatima hatten keine Ahnung, was meine Ausschmückungen für mich bedeuteten. Wir teilten seine Briefe. Gemeinsam lasen wir sie immer wieder und lernten sie auswendig, obwohl die Sätze abgehackt und offensichtlich zusammengeflochten waren und uns an Sätze erinnerten, die wir von arabischen Filmen kannten.

Als Ibrahim sich von Fatima zurückzog und begann, sie zu

meiden und mit seiner Schleuder an einem anderen Ort zu jagen, kam sie zu mir. Ich hielt ihre Hand, und wir weinten gemeinsam. Früher noch als sie hatte ich erfahren, was Zurückweisung und Verlust bedeuten.

Als meine Mutter meine Schwestern dazu aufforderte, eine Braut für meinen Bruder auszusuchen, schlugen sie viele von ihren lieben Freundinnen vor. Als ich laut den Namen von Fatima, meiner Namensvetterin, mit der ich fast alles geteilt hatte, nannte, sagte meine Mutter vorwurfsvoll: „Welche Fatima denn?“ Meine Schwestern schauten mich mitleidsvoll an, während mir meine Tante einen Stoß gegen die Brust versetzte und verbale Granaten gegen mich abfeuerte. Sie sagte viel, darunter „sie“ und „wir“, „sie sind nicht wie wir“, und „wir heiraten nicht untereinander“. Meine Mutter hieß mich schweigen und schickte mich hinaus. Es gab nichts zu diskutieren. Das war eine abgeschlossene und besiegelte Sache.

Ich warf mich auf mein Bett und krümmte mich mit einem Gefühl der Beklemmung in der Brust und feuchten Augen unter der Bettdecke. Da fühlte ich die Hände meiner Mutter meinen Kopf betasten. Die Phantasie und die Schläfrigkeit kamen mir zu Hilfe. Ich dachte, was wäre, wenn ich dort, am anderen Ende des Viertels, geboren worden wäre. In jener Nacht träumte ich davon, in Fatimas Bett zu schlafen, während sie in meinem Bett schlief, zusammen mit meiner Mutter und meinen Geschwistern.

Al-Marqab 1970

Das erste Schweigen

Autorin
Tarafa Al Nuaimi

Sie stritten flüsternd, machten die Tür fest zu, und das Schweigen, das sie seit Jahren verband, kämpfte um seinen Verbleib. Die Angst, ihr Geheimnis könne einem Passanten zu Gehör kommen, machte das Gespräch zusammenhanglos und ließ nur amputierte schmerzzerfüllte Worte heraus, die ein Maß an Eifersucht und Zorn in sich trugen, das angetan war, die Bande der Freundschaft zwischen den drei Frauen zu lösen. Als Schülerinnen einer kleinen Schule in einem kleinen abgelegenen Dorf waren sie zusammen gekommen. Die letzte Klasse und das auferlegte Schweigen hatte sie vereint. Sie fragten sich nicht, wer es auferlegt habe, denn deren gab es viele. Ihr Schweigen war mit ihnen gewachsen wie eine vierte Freundin und teilte mit ihnen das Lehrerinnenzimmer für die Erstklässler ihrer alten Schule, in die sie als Lehrerinnen zurückkehrten waren. Ihr Schweigen, das zusammenwirkte mit der Phantasie und den heimlichen Blicken, die der Schulwächter ihnen von Weitem zuwarf, machte aus kurzen Sätzen und dem Lächeln des Wächters zu ihnen hin, große Liebesgeschichten, die sie schweigend aufzogen.

Jeden Morgen las der Schulwächter den Lehrerinnen der ersten Klasse die Briefe seiner Töchter vor. Dabei lächelt er sie an, ihre Namen hat er vergessen.

Sie rangen miteinander um ihn, verfluchten das Schweigen. Jede von ihnen schwor, es ihm zu sagen, während er in seinem Auto weit weg floh, nachdem aus dem Schweigen ein herzerreißender Schrei hervorgegangen war. Alle schrien, alle, die in der Schule waren. Der Himmel war geborsten, und Regen entlud sich. Von überall her donnerte es. Wassermassen kamen aus jeder Richtung

und wussten nicht wohin.

Ihre Stimmen aus Tränen, Seufzen und Schluchzen vermischen sich. Hinweg gerissen ist alles Reden. Seine Zeit ist vorbei. Die Stimmen erheben sich, nach einer Seele suchend, während die Körper einmal angstvoll aneinander kleben, um sich dann wieder zu meiden, indem jede in einer anderen Richtung nach einem Ausgang sucht. Sie sind zu dritt, drei Frauen, gefangen im Lehrerinnenzimmer der Erstklässler, während alle anderen auf den Hof drängen. Die Wassermassen kommen voller Zorn, reißen Türen und Fenster mit und alles, wohinter man sich hätte verstecken können. Draußen ringen sie mit dem Tod. Jedes Reden kommt zu spät. Der Tod ist mehr als ein Tod. Die Stimme, die Sicherheit und das Überleben ringen miteinander um einen Ausweg. Der Tod reißt sie fort. Hände begegnen sich, verschränken sich, trennen sich. Die Stimmen stehen einander einmal bei, scheinen wie eine Stimme aus einer Tiefe, um dann wieder miteinander zu ringen, indem eine jede versucht, lauter zu sein als die andere.

Die Wasserflut reißt sie weit weg von ihren Freundinnen. Sie entschwinden ihrem Gesichtsfeld und Hörkreis. Sie prallt gegen die Tür des Wächterzimmers, bevor sie hinein schwimmt. Eine ihrer Rippen bricht. Sie versinkt im Wasser. Das Wasser steigt in ihrer Lunge und über ihren Kopf, zieht sie ins Ungewisse. Ihre Stimme sinkt zum Grund. Sie öffnet und schließt den Mund, will ihre Stimme über die Wasseroberfläche werfen. Sie muss an ihre Lehrerin denken, die sie und ihre beiden Freundinnen das Schweigen gelehrt hat. Sie möchte sie am Hals packen. Hören

Sie ihre Schreie, ihr Weinen? Erkennen Sie Ihre Schülerinnen, die Sie ihr erstes Schweigen gelehrt haben, immer noch an ihren Stimmen? Oder verwechseln sie die Stimmen jetzt? Unser kleines Dorf ertrinkt. Hören Sie Noras Stimme, heiser, verletzt, tränenfeucht? Oder den Schrei Mariams, die sich die Brust zerreißt auf der Suche nach einem Ausgang? Und in mir wird das Schweigen lauter und lauter.'

Am meisten fürchtet sie die Ferne, dass sie weit weg sterben könne und niemand davon erfhre. Mit ganzer Kraft klammert sie sich ans Fenster. Es kommt ihr so vor, als würde sie die Stimmen von Rettungsleuten hören. Sie scheinen sich genau dem Fenster zu nähern, an das sie sich von innen klammert. Sie freut sich über die Stimmen. Sie weiß, dass sie kaum noch eine Chance auf Rettung hatte. Trotzdem fühlt sie nicht den Wunsch, ihr Schweigen aufzugeben, selbst wenn es das erste und letzte Mal wäre. Doch sie spürt, dass sie nicht sterben will, bevor sie sich den anderen nicht mitgeteilt hat. Sie nimmt ihre ganze Kraft zusammen, sammelt ihre Stimme aus dem Schweigen der vergangenen Jahre zusammen und wirft sie durch das Fenster hinaus, damit sie gerettet wird. 'Sagt ihnen, dass ich sterbe', und eine tiefe Gelassenheit überströmt sie, weil ihre Stimme sie berleben wird. Sie spürt, dass sie jetzt in Ruhe sterben kann. Da antwortet ihr eine Stimme von außen: 'Wir sterben auch.'

Contents

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 5 |
| Zum zweiten Mal sterben Autorin: Kulthum Jabr | 9 |
| In meinem Schlafzimmer ist eine andere Autorin: Huda Al Nuaimi | 23 |
| Der kalte Schoß Autor: Hasan Raschid | 33 |
| Die Pferde und Violas endlose Weiten Autorin: Dalal Khalifa | 43 |
| Es geschah einmal Autorin: Buschra Nasir | 81 |
| Der Festtag Autor: Jamal Fayiz | 99 |
| Das war niemals sie Autor: Mohammed Hasan Al Kuwari | 105 |
| Mit meinem Vater Autorin: Schama Al Kuwari | 115 |
| Schäm dich Autor: Muhsin Al-Hajiri | 143 |
| Ein Neubeginn Autorin: Fatima Al Kuwari | 151 |
| Wölfe in unserem Dorf Autorin: Lulua Al Benali | 161 |
| Meine Namensvetterin Autorin: Nura Al Saad | 175 |
| Das erste Schweigen Autorin: Tarafa Al Nuaimi | 188 |

الريان

مطبعة الريان
Al Rayyan Printing Press